

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Foto: Sonja Korpeter

Selber denken. Siegfried Jäckle

Das gigantische Potenzial der Beweidung – blinde Flecken der Klima- und Bodenforschung. Anita Idel und Wendy Peter

Eine Energie-Genossenschaft für daheim. Nikola Patzel

Land- und Ernährungswirtschaft als «Gemeinwohl-Ökonomie». Nikola Patzel

Wie der Erste Weltkrieg die Schweizer Ernährungswirtschaft veränderte. Nach Peter Moser

Vom Hobby-Rebgärtner zum Stadtwinzer. Sonja Korpeter

Von Japan und Genf in die halbe Welt. Bettina Dytrich

Diskussion über das Konzept „Bio 3.0“. Urs Brändli, Urs Niggli, Christian Butscher, Sascha Damaschun, Peter Müller, Bernhard Heindl

Landwirtschaft zurück in die (Stadt)mitte! Sonja Korpeter

Sambias harter Alltag in der Moderne. Markus Schär

Tiere töten. Jakob Weiss

Arachne. Kulturseite



Wirtschaft als soziale Tätigkeit

«Sozial ist, wenn man trotzdem mitmacht» – oder wie war das nochmal? Im Ringen um vieles ist von «sozial» die Rede: zum Beispiel, wenn es um Wirtschaftspolitik und Geld geht oder um Gerechtigkeit und Ernährung. Deshalb kommen wir beim Bioforum auch immer wieder auf die «soziale Frage» zurück: In diesem Heft besonders mit Blick auf Genossenschaften und Gemeinwohl.

Der Krieg ändert vieles. So auch die Schweizer Ernährungswirtschaft im Ersten Weltkrieg, als die «Produzenten-Konsumenten-Beziehung» aus dem Klassenkampf herausfand, wie Peter Mosers Agrargeschichtsforschung zeigt. Damals tauchten Projekte für neue Formen ernährungswirtschaftlicher Zusammenarbeit im Inland auf, die manchen heutigen Initiativen ähneln. Von solchen neueren Entwicklungen heutiger Vertrags- und «solidarischer» Landwirtschaft erzählt Bettina Dyttrich durch Geschichten von Einzelpersonen der letzten Jahrzehnte. Entsprechend stand auch der letzte Biogipfel unter dem Motto «Von der Zusammenarbeit mit der Natur zur Zusammenarbeit mit den Menschen». An den Vortrag und die Diskussion dort in Zofingen anknüpfend erkunden wir in dieser Ausgabe Christian Felbers Konzept von «Gemeinwohl-Ökonomie» und was daran für die praktische Landwirtschaft interessant sein kann. Ein konkretes Beispiel lokaler Ökonomie fürs Gemeinwohl bietet auch der Bericht «Energie-Genossenschaft für daheim».

«Kultur und Politik» erscheint als Quartalschrift zwar zu selten für Kampagnen, aber oft genug für kontroverse Diskussionen. Eine solche betrifft das Konzept «Bio 3.0»: Sechs Personen, darunter Bio-Suisse-Präsident Urs Brändli, äussern sich in diesem Heft pro und contra dazu. **In Meinungsdebatten lebt das Bioforum genauso wie im Geschichten- und Erfahrungsaustausch!!** Auch Siegfried Jäckles Beitrag «Selber denken» pflegt diese Kultur.

Einen beschwingten «Spirit» und feinen «Spiritus» bringt Sonja Korspeter mit ihren Beiträgen über das AgriKultur-Festival in Freiburg (Breisgau) und über das dortige Bio-Weingut Dilger ein. Einen Fall hingegen, wo der «Sprit» auszugehen tendiert, berichtet Markus Schär: «Sambias harter Alltag in der Moderne». Und als wäre es eine Antwort auf Markus Schärs Beitrag «Gurgel umdrehen» im letzten Heft, holt uns Jakob Weiss mit «Tiere töten» auf einen auch hiesig blutigen, aber weniger sichtbaren Boden (zurück). Doch dann wächst Gras über den Tötungsakt, die Tiere fressen das Gras, die Menschen die Tiere – und dem Boden scheint es zu gefallen: So sehen es jedenfalls Anita Idel und Wendy Peter im Gespräch über «Das gigantische Potenzial der Beweidung» für den Boden. Was wäre also eine «Wirtschaft als soziale Tätigkeit», die vielleicht sogar dem «Gemeinwohl», dient? Die gibt es nicht auf Rezept, jedenfalls nicht bei uns. Trotzdem kann auch das Lesen von bedrucktem Papier manchmal weiterhelfen, wie auch die St. Galler Mönche wussten, die nach antikem Vorbild gross über den Eingang ihrer vielfältigen Bibliothek schrieben: «ΨΥΧΗΣ ΙΑΤΡΕΙΟΝ» (psyches iatreion), das bedeutet etwa 'Seelenapotheke'.

PS: Übrigens haben wir diese Nummer zum ersten Mal selbst gestaltet. Das heisst, vor allem unser Geschäftsführer Lukas van Puijenbroek hat sich ins "Setzer-Handwerk" reingekniet und mit dem InDesign-Programm Buchstaben und Bilder in Druckseiten verwandelt. Wir danken der Druckerei Schürch in Huttwil, die bislang auch das Layout für uns gemacht hatte, sehr für die freundliche Überlassung ihrer Layoutvorlage. Und wir freuen uns über die Möglichkeit, nun im noch engeren Wechselspiel zwischen redaktionellen und gestaltenden Arbeitsschritten diese Zeitschrift viermal im Jahr für Sie und Euch herzustellen.

Mit herzlichen Grüssen aus der Redaktion

Nikola Pafel

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg / Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

Selber denken

Siegfried Jäckle. Der zuverlässige Weg, in die Zukunft zu sehen, ist das Verstehen der Gegenwart, hat der Guru der Futurologen John Naisbitt gesagt. So sagte er den Megatrend von der Industrie- in die Informationsgesellschaft voraus, in dem wir stecken. Nur die Schlagworte haben sich geändert in Industrie 4.0, Energiewende oder auch Bio 3.0. Doch mit der Zukunft ist es wie mit dem Wetter. Denn die Zukunft vorherzusagen ist so wenig möglich wie ein langfristiger Wetterbericht. Und auch kurzfristige Wetterberichte sind Prognosen. Bäuerinnen und Bauern wissen gut, dass Wetterprognosen dann sicherer sind, wenn sie mit Wetterzeichen im Einklang sind. Bei mir sind es der Sack mit dem Viehsalz und eine Wasserleitung, die vor jedem Regen schwitzen. Aber was sind die Zukunftszeichen?

Zukunftsforschung galt bisher Konsumtrends und damit dem Geschäft. Innovation war das Zauberwort. Auch Bio und erneuerbare Energien zählen längst zu diesen Konsumtrends. In den letzten Jahren fällt mir auf, dass Zukunfts-

forschung selbst im Wandel ist. Statt Trends steht der Lebensstil im Fokus. Das alte kapitalistische Rezept, „mehr verdienen, um mehr kaufen zu können“, wird in Frage gestellt. Die Einsicht wächst, dass man nicht noch mehr konsumieren kann, mehr nicht noch glücklicher macht und immer mehr auf Kosten von Umwelt, Klima und nachfolgenden Generationen geht.

Während ich diese Zeilen formuliere, kommt ein Newsletter von der Global Marshall Plan-Initiative mit der Nachricht, dass der Earth Overshoot Day 2015 schon am 13. August sei. Dieser Welterschöpfungstag besagt, dass im laufenden Jahr die nachwachsenden Ressourcen unseres Planeten verbraucht sind. Wir leben also in diesem Jahr bereits über vier Monate auf Pump. Und das, obwohl es seit 25 Jahren keine politische Rede gibt ohne das Wort Nachhaltigkeit. Wirtschaft und Werbung haben diesen Begriff längst entdeckt und preisen alles Mögliche als nachhaltig an.

Die Diskussionen um Nachhaltigkeit erinnern mich immer an die Zeit, als wir zuhause den ersten Traktor bekamen und zum Betrieb

auch noch Diesel kaufen mussten. Für die Pferde waren Ausgaben in der Regel nur für den Hufbeschlag entstanden, Heu und Hafer hatten wir ja selbst. Als junger Bursche empfand ich diese Argumente der Eltern altmodisch. Denn die Werbung für Traktoren hatte mich so in Bann genommen, dass ich darüber überhaupt nicht nachdenken wollte. Heute erlebe ich ähnliche Debatten z.B. um E-Bikes, für die sogar Naturparke und Umweltminister werben. Nun frage ich wie einst meine Eltern, warum das billige Fahrrad, das ohne fremde Energie auskam und zudem als gesundheitsfördernd galt, überholt sein soll? Denkt man darüber nach, kommt man zu der Erkenntnis, dass es fremde Geschäftsinteressen sind, die uns den Mangel eines E-Bikes via Werbung und Medien einhämmern. Sie fördern das menschliche Statusdenken, was der Nachbar hat, will ich auch. Aus dem «Grünen Fortschritt» wird durch mehr Ressourcenverbrauch ein Bumerang oder neudeutsch Rebound-Effekt.

Diese Rebound-Effekte sind es, die unseren Lebensstil nicht nachhaltig werden lassen. Obwohl Nachhaltigkeit in der Regel als Dreieck von Ökonomie, Ökologie und Sozialem dargestellt wird, vereinnahmt die Allmacht der Ökonomie die Ökologie und neuerdings auch fair als Diener des Wachstums. Die Eigenschaften des Kapitalismus werden daran deutlich, alles zu Kapital zu akkumulieren. Damit hat der Kapitalismus sich bisher in seinen Krisen erneuert. Womit aber, wenn die letzten Ressourcen aufgebraucht sind? Damit will ich gar nicht unter die Kapitalismuskritiker gehen, sondern zum Nachdenken über die herrschende neoliberale Religion anregen, nach der es von allem immer mehr, immer schneller und immer billiger gibt.

Die neuen Zukunftsforscher gehen genau von dieser unserer Ge-



Siegfried Jäckle ist Vorstand des Forum Pro Schwarzwaldbauern.

genwart aus, wie einst Dr. Hans Müller am Möschberg. Nur reden sie nicht mehr von Wachstum und Entwicklung, ihre Schlagworte sind Postwachstum, Gemeinwohl oder Transformation in die Moderne. Sie gehen davon aus, dass unser Konsumismus vor einem Übergang steht, ähnlich den Jägern und Sammlern zur Agrargesellschaft seit zehntausend Jahren und zur Industriegesellschaft vor 250 Jahren. Beide Übergänge haben sich nicht angekündigt, sondern sind von Menschen mit ihrer Kreativität gestaltet worden. Vor dem Gestalten kommt das Denken und Nachdenken über eine lebenswerte Zukunft. Ich habe aber den Eindruck, dass die Medien und die Werbung uns dieses Nachdenken abgenommen haben. Damit bin ich nicht allein, immer mehr Zukunftsforscher sehen diese Blockade. Der Soziologe Harald Welzer hat wohl deshalb das Buch geschrieben „Selbst Denken – Eine Anleitung für den Widerstand“. Kein Lehrbuch, sondern ein Buch mit kurzen Kapiteln, die unsere Gegenwart und unser Denken erklären. Viele Beispiele aus dem Leben des Verfassers und von Pionieren machen es spannend. Im Biolandbau sieht er gar eine soziale Innovation. War das nicht Dr. Müllers Ziel? Wenn wir selber denken anfangen, könnte Leben auf dem Bauernhof ein Zukunftsmodell sein aus der Abhängigkeit. ●



Der Spittelhof der Familie Jäckle in St. Georgen-Oberkirnach. Idylle oder Ort zum Denken und Gestalten?

Fotos: Jäckle und zVg

Das gigantische Potenzial der Beweidung – blinde Flecken der Klima- und Bodenforschung

Wendy Peter im Gespräch mit Anita Idel: Kohlendioxid gehört zu den elementaren Stoffen der Natur, heute wird Kohlendioxid aber allgemein nur negativ wahrgenommen, und (fast) alle reden im Zusammenhang mit dem Klimawandel nur davon, den Überhang an CO₂ in der Atmosphäre zu verringern. **Läuft da nicht etwas völlig schief?**

Anita Idel. Ja, das ist hochproblematisch, denn so richtet sich die Wahrnehmung nicht auf die Wechselwirkungen des Klimas mit den Böden, den Gewässern und der biologischen Vielfalt. Stattdessen ist die Wahrnehmung nur auf die **Freisetzung** von Klimagasen ausgerichtet, denn in der Regel werden nur die **Emissionen** gemessen.

So aber werden die auch in dieser Hinsicht lebenswichtigen Potenziale der Böden gar nicht erfasst: Sie lassen nicht nur Pflanzen wachsen, sondern können das Klimagas CO₂ binden – nachhaltige Land- und Waldbewirtschaftung vorausgesetzt. Dann spricht man von Böden als Kohlenstoffsinken. Somit entscheidet das *Wie* der Bewirtschaftung darüber, ob lebendige Systeme Klimagase freisetzen oder speichern.

Könnte man bezogen auf die Klimagase von einer Balance sprechen, einer Balance, die verloren gegangen ist?

Ja, grundsätzlich sind beides natürliche Prozesse: Sowohl die Freisetzung als auch die Speicherung von Klimagasen. Der menschliche Einfluss wirkt aber inzwischen doppelt negativ durch die krankhafte Veränderung **beider** Prozesse: **Wir erhöhen die Freisetzung und verringern die Speicherung.** Öl und Erdgas sowie Kohle sind über Jahrtausende aus verdichteter entwässerter Biomasse entstanden. Durch ausufernde Nutzung fossiler Energie haben wir Menschen einen wesentlichen Teil davon in ein paar hundert Jahren abgebaut – und verbrannt, sodass das gespeicherte CO₂ in einem vergleichsweise winzigen Zeitraum wieder freigesetzt wird. Genauso fatal ist die Industrialisierung der Bodenbewirtschaftung, die aus den CO₂-Senken durch Wind- und Wassererosion CO₂-Emittenten macht.

Somit ist es kein Problem, dass Klimagase in der Luft sind. Das Problem ist das *Zuviel* davon in der Atmosphäre. Der Begriff Balance



Das Nebeneinander von Weide und Wald prägt die alpine Kulturlandschaft Foto: Wisi-Greter(Flickr)

macht auch deutlich, dass Klimagase nicht per se böse sind – im Gegenteil! Ohne sie gäbe es uns gar nicht.

Als Spitze des Eisberges kommt seit vielen Jahren der Vorwurf, die Kuh sei ein Klima-Killer. Wie konnte es soweit kommen?

Es ist immer dasselbe. Der falsche Blick verursacht die gestörte Wahrnehmung, häufig ein **Tunnelblick, der Wesentliches ignoriert:** Wer die Kohlenstoffspeicherung im Boden ausblendet und nur die Emissionen berücksichtigt, kommt zwangsläufig zu der Schlussfolgerung, dass Kühe Klima-Killer sind! Denn es ist ja eine unbestrittene Tatsache, dass Wiederkäuer wie Rinder Methan rülpsen und dass Methan ein Gas ist, das 25-mal so klimarelevant ist wie CO₂. Durch ihren Beitrag zum Bodenaufbau durch Beweidung haben sie aber seit der Eiszeit weit mehr zur Speicherung als zur Freisetzung von CO₂ beigetragen.

Mein Eindruck ist aber, dass immer noch mehr Forschung zu Klima und Rind stattfindet – und dass das Ergebnis eigentlich immer lautet, die Kuh ist ein Klima-Killer... Was genau ist denn die eigentliche Frage bzw. das Ziel dieser Forschung?

Das Problem ist der grundsätzliche Ansatz: wie Forschungsfragen gestellt werden – und wie nicht. Tatsächlich ist es ein himmelweiter Unterschied, Methan-Emissionen begrenzen

oder das Klima entlasten zu wollen. In der Forschung dominiert seit einem Vierteljahrhundert das Erstere: die Frage, wie die emittierte Methanmenge pro Kilogramm Fleisch oder pro Liter Milch begrenzt werden kann. Aber stellt man die erste Frage ganz isoliert, kommt man zwangsläufig zu dem Schluss, dass die Kuh, die pro Jahr 10'000 Liter Milch gibt, besser ist als die mit 8'000 und die Kuh mit 14'000 Litern besser ist als die mit 12'000 Litern ... Zu diesen kontraproduktiven Schlussfolgerungen kommt man somit nur, wenn man die sogenannten Systemgrenzen, das heisst, die bei der Forschung berücksichtigten Aspekte, extrem eng setzt – und klimarelevante Aspekte ausblendet.

Und was bedeutet es, wenn die Systemgrenzen weniger eng gesetzt werden, welches sind die wesentlichen unter den vernachlässigten Aspekten?

Die entscheidende Umwelt – und auch Klimarelevanz der Tierhaltung resultiert aus der Intensität des Fütterungssystems, dennoch wird die Futtererzeugung bei den Berechnungen meist vollständig ausgeblendet. Dass es auch anders geht, zeigt das Europäische Stickstoff-assessment (European Nitrogen Assessment) aus dem Jahr 2011. Dort sind die Systemgrenzen so gesetzt, dass die Folgen der Futterproduktion mit erfasst werden. Die Produktion



von Viehfutter erfordert viel Ackerfläche und erfolgt häufig unter Einsatz von synthetischem Stickstoffdünger. Pro Tonne des zu seiner Herstellung benötigten Ammoniaks (NH_3) gelangen ca. fünf Tonnen CO_2 in die Atmosphäre. Und beim Einsatz von Stickstoff-Dünger entsteht Lachgas (N_2O) – pro Tonne synthetischer Dünger zwei bis fünf Tonnen. Lachgas ist mehr als 300-mal so klimarelevant wie CO_2 und damit auch 12-mal klimarelevanter als Methan. Es verursacht den grössten Beitrag der Landwirtschaft zum Klimawandel. Hinzu kommen die anderen krankmachenden Folgen des Einsatzes von synthetischem Stickstoffdünger – für Böden, Gewässer sowie die tierische und menschliche Gesundheit.

Die Art und Weise, wie Forschungsprojekte aufgegleist werden, hat doch einen erheblichen Einfluss auf die Ergebnisse. Dies sollte doch allgemein bekannt sein.

Ich finde es höchst irritierend, dass das Ausmass solcher Vorabfestlegungen vielen ForscherInnen gar nicht bewusst ist – und übrigens auch vielen PolitikerInnen, die wieder und wieder Forschungsgelder für einseitige Forschung (wie die Methan-Reduzierung) bewilligen. Dann wird der industrialisierte Hühnerbetrieb immer besser abschneiden als ein mittelgrosser Rinderbetrieb..., Forschungsergebnisse, die auch die Welternährungsorganisation FAO verbreitet und damit die Legitimation für weitere

Intensivierung schafft.

Der Blick aufs Methan lenkt ab vom viel problematischeren Lachgas, von dem, wie gesagt, umso mehr entsteht, je intensiver gefüttert wird. Über 70 Prozent der in der Landwirtschaft der EU verfütterten Proteine stammen aus Importen, das heisst aus Übersee und insbesondere aus Südamerika. Somit werden Umweltprobleme nicht nur hier bei uns verursacht, sondern ein Grossteil entsteht infolge unserer Nachfrage dort.

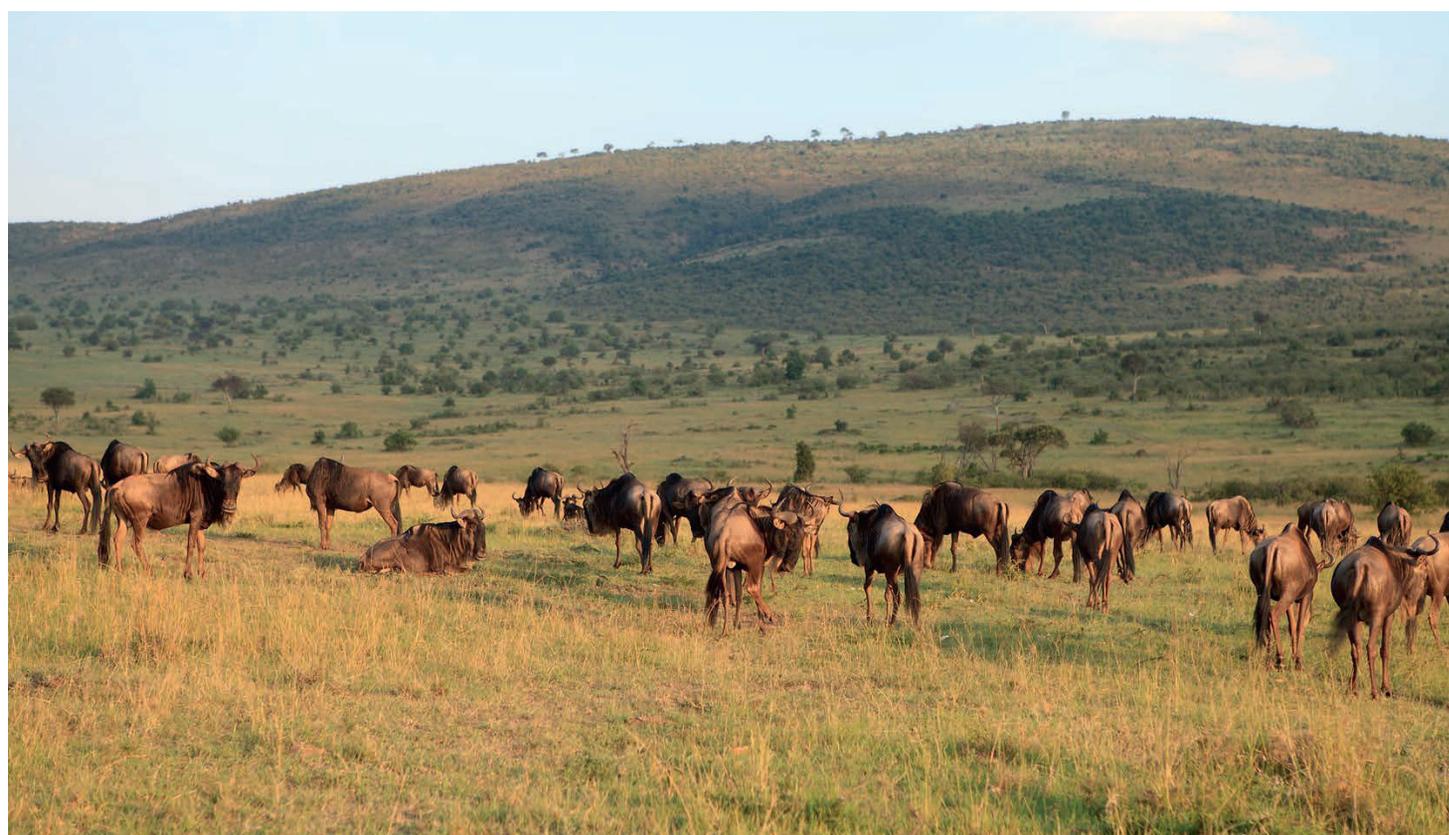
In den alten Kulturen, aber auch noch heute in vielen Ländern des Südens, hatten und haben die Bauern und Bäuerinnen einen hohen Stellenwert, bei uns dagegen werden sie oft als Umweltverschmutzer wahrgenommen. Fast scheint es so, als müsse man die Natur vor den Bauern schützen. Dies hat viel mit der intensiven Landwirtschaft bzw. der Überdüngung zu tun. Du hast als problematische Stoffe Methan und Lachgas erwähnt. Was ist mit dem Ammoniak?

Lachgas ist unauffällig – wegen seiner Farb-, Geschmacks- und vor allem wegen seiner Geruchlosigkeit. Ganz im Gegensatz dazu ist Ammoniak „ein stark stechend riechendes (...) und giftiges Gas, das zu Tränen reizt und erstickend wirkt“ (Wikipedia), daher gibt es auf dem Land nicht selten Anlass für Nachbarschaftsstreit. Zudem ist es eine der meistproduzierten Chemikalien. Über 90 Prozent des

Ammoniaks in der Luft über Europa stammen aus der Landwirtschaft und die meisten dieser Emissionen aus den Exkrementen von Wiederkäuern; denn Pansenbakterien können Harnstoff mit ihrem Enzym Urease in Ammoniak und Kohlenstoffdioxid spalten.

Innerhalb der Landwirtschaft beschränkt sich die Problemwahrnehmung bei den Klimagasen auf die Tierhaltung – aber völlig einseitig verkürzt, denn wiederum wird die Futterproduktion ausgeblendet und dadurch das Lachgas wie gehabt ignoriert. So gibt es seit Jahren den – aus meiner Sicht unwissenschaftlichen – Ansatz, durch Schleppschläuche das Entweichen von Ammoniak zu reduzieren. Lange wurde nicht bemerkt, dass dieser vermeintliche Erfolg mit einer Erhöhung der Freisetzung von Lachgas verbunden sein kann.

„Nicht die Landfläche ist das Kapital der Bauern, sondern der durchwurzelte Raum“, so hat es mein Mann Alois, ein „alter“ Biobauer, noch gelernt. Früher sprach man von der lebend verbauten organischen Substanz im Boden, heute fast nur noch vom Anteil der organischen Substanz. Und als Devise galt im organisch-biologischen Landbau, möglichst oft, dafür aber kleinere Mengen an Gülle und Mist auszubringen, also wenig auf die ganze Fläche verteilen und stark verdünnen. Dünger müsse fast homöopathisch wirken, hiess es damals. Kleinstgaben über



Grasland prägt Boden und Klima zugleich und kann in Konkurrenz zu Wald oder Acker stehen

Foto: Sandra Van Der Steen (123rf)



den Schnee waren erlaubt. Eine sinnvolle Düngung ist heute mit den Überbeständen an Tieren und den Vorschriften zur Güllung kaum mehr möglich.

Geraten nicht beim Thema Dünger die Potenziale der Böden zunehmend aus dem Blick?

Durch Chemie sowie Bodenverdichtung behindern wir das Bodenleben immer mehr – und das ist angesichts der Pestizide, Herbizide, Schwermetalle, synthetischen Stickstoffdünger sowie Medikamente noch diplomatisch ausgedrückt. . . Es ist fatal, aber als Grundprinzip der Düngung gilt weiterhin die quantitative Agrikulturchemie: Der Pflanzenbedarf wird am sogenannten *Minimumgesetz* orientiert, so dass vorrangig nicht Bodenlebewesen sondern isolierte Mineralstoffe im Blick sind. Es ist dieser technische Ansatz, der die Wahrnehmung verhindert, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile.

So gerät aus dem Blick, dass auch das Leben im Boden ein Prozess ist, der durch permanenten Umbau – den Auf- ebenso wie den Abbau – charakterisiert ist. Das macht blind für unsere negativen Einflüsse wie die Bodenverdichtung aber ebenso für die Potenziale, die dann ungenutzt bleiben. Denn wir können sie ja fördern, die vernetzte Arbeit von Regenwürmern, Käfern und Pilzen sowie Kleinlebewesen wie Mikroben, die die Transformation von verroteten Pflanzenteilen zu Humus bewirken.

Immerhin haben die Vereinten Nationen 2015 zum UN-Jahr der Böden erklärt. Was dürfen wir uns davon erwarten?

Ein wichtiger erster Schritt, aber viele Chancen werden vertan. Auch die Chance, den direkten Zusammenhang zwischen Bodenfruchtbarkeit und Klima endlich besser wahrnehmbar zu machen, bleibt weitgehend ungenutzt! Denn wem ist – beim Thema Klima! – schon bewusst, dass das Pflanzenwachstum nicht nur oberirdisch sondern mit den Wurzeln auch unterirdisch stattfindet und dass diese Biomasse im Boden zum grossen Teil aus Kohlenstoff (C) stammt, der durch die Photosynthese in die Pflanze gelangt und so der Luft entzogen wird. Dieser Prozess ist nirgendwo so ausgeprägt und nachvollziehbar wie unter nachhaltigen genutztem Dauergrünland. Aber wie meistens bleibt auch im UN-Jahr der Böden das grösste Biom der Welt unberücksichtigt: das Grasland.

Heute versucht man den Defiziten in der Bewirtschaftung u.a. mit Ausscheiden von Ökoflächen zu begegnen. Als wie sinnvoll siehst du dies an? Unsere Sprache weist



Versammlung

Foto: Martin Bienert

doch schon auf ein Fehlverständnis der Zusammenhänge hin, sprechen wir doch bei den Ökoflächen von extensiven Flächen, wo sie doch in Bezug auf das Leben im Boden die intensivsten Flächen sind!

Ich möchte dazu eine – nicht nur sprachliche – Entgleisung erwähnen: „Flächenstilllegungen“. Seit Mitte der 1970er Jahre zielte die Agrarpolitik der EWG auf die Produktion von Überschüssen tierischer Produkte für den Weltmarkt. Das wurde beispielsweise in Deutschland gar nicht so wahrgenommen, da hier viele Produkte noch weit von einem Selbstversorgungsgrad von 100 Prozent entfernt waren. Aber dann ging die Entwicklung schneller als gewollt: Weil die Absatzmärkte für die geplante Überproduktion noch gar nicht da waren, entstanden Milchseen und Butterberge. Um die Kosten ihrer Lagerung zu begrenzen, erhielten Betriebe einen finanziellen Ausgleich, wenn sie „Flächen stilllegten“. Wohin die Reise aber letztlich gehen sollte, zeigten die zunehmenden Importe, denn in Übersee nahmen gleichzeitig die Flächen für die EU-Futterproduktion immer weiter zu. Inzwischen stammen laut FAO über 70 Prozent der in der EU verfütterten Proteine aus Importen – überwiegend aus Südamerika. Dass die EU quasi am Tropf hängt, ist viel zu wenig bekannt. Nur so ist zu verstehen, dass sich weiter die merkwürdige Wahrnehmung hält, in der EU würde so erfolgreich produziert, dass man Flächen aus der Produktion nehmen könne. Solche Nicht- bzw. Fehl-Wahrnehmungen, die sich in der Sprache niederschlagen, führen zu Begriffsverwirrung und weiterer Irritation.

Aktuell muss man deshalb noch etwas erklären, denn der vorherige EU-Kommissar Dacian Ciolos hatte im Rahmen der Gemeinsamen

EU Agrarpolitik (GAP) mit dem *Greening* etwas wirklich Sinnvolles vor: Agrarförderung sollte nicht mehr automatisch für die produzierten Güter – wie früher und auch nicht für die bewirtschafteten Flächen – wie heute, erfolgen, sondern ein sukzessive zunehmender Anteil der Betriebsfläche sollte nur noch dann förderfähig sein, wenn ein über die Einhaltung der Gesetze hinausgehender Mehrwert – wie durch die Pflanzung von Hecken – erzielt wird. Ein Ansatz, der ganz im Sinne des Weltagrarrberichts auf die Schonung und Förderung natürlicher Ressourcen ausgerichtet war. Aber die Agrarpolitiker und Landwirtschaftsfunktionäre, die weiter das Wachsen oder Weichen propagieren, diffamieren das *Greening* als „Flächenstilllegung“.

Wie finden wir wieder zu einem ganzheitlicheren Ansatz in der Landwirtschaft?

Vieles über das wir hier sprechen und sprechen könnten, ist Ausdruck und Folge von Nicht- und Fehl-Wahrnehmungen. Wir müssen wieder mehr hinschauen – weniger auf den Computerausdruck von der Milchkontrolle sondern mehr auf die Kuh im Stall und auf der Weide, wenn wir etwas über ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden wissen wollen.

Wer simpel meint, Methan ist böse, wird Geld und Hirnschmalz dafür aufbringen, Methan zu reduzieren, aber dabei das Klima aus den Augen verlieren. Nicht anders der, der Bewegung der Tiere mit Energievergeudung gleichsetzt. Er wird die Tiere an der Freilandhaltung hindern und sie letztlich in Käfige und in Buchten auf Vollspaltenböden einsperren. Genau so, wie ich das in meinem Agrarstudium gelernt habe. Nicht anders entwickelte sich auch in der Tiermedizin eine weit an den Bedürfnissen der



Gras bringt Leben auf den Fels

Foto: Joachim S. Müller (Flickr)

Tiere vorbeigehende Gesinnung: In den 1980er Jahren entwickelte die Tierärztliche Hochschule in Hannover Fahrställe – jeweils eine fahrbare Individualkabine; so sollte die einzelne Kuh je nach Bedarf von A nach B gerollt werden und letztlich gar nicht mehr selbst gehen bzw. den Arbeitsablauf behindern...

Es war absehbar, dass aus einseitiger Selektion auf Höchstleistungen Tiere hervorgehen, die ihre Leistung häufig nicht wegen Gesundheit, sondern trotz Krankheit erbringen.

Was ich hier sage, ist alles schon gesagt worden: Bäuerliche Arbeit braucht Wertschätzung für Herz und Hirn sowie regionale Wertschöpfung fürs Portemonnaie. Aber solange mit Milliarden Scheinwelten beworben werden, bleibt die Sensibilisierung grösserer Teile der Bevölkerung ein schwieriges Vorhaben. Auch bei PolitikerInnen nimmt die Gefahr zu, dass die Scheinwelt mit der Realität verwechselt wird. **Entstanden früher durch die Beweidung, z.B. in den Prärien, fruchtbare Böden, so ist es heute doch oft so, dass wir mit unserer Art der Tierhaltung unsere Lebensgrundlage zerstören. Müsste man sich bei der Weidewirtschaft nicht vermehrt mit der Art der Weiden befassen – Dauerweiden mit vielfältigem Grasbewuchs versus „eintönige“ Weiden, Kurzrasenweiden etc. – und der Bestossung der Weiden?**

Ob Klimagase oder Tierhaltung, das *Wie* unserer Lebens- und Wirtschaftsweise – nachhaltig Ressourcen und Energie schonend oder verschwenderisch und zerstörerisch – entscheidet über die Auswirkungen auf Klima und Umwelt,

auf die tierische und menschliche Gesundheit. Grundsätzlich bin ich über alle froh, die sich die Mühe machen, Kühe auszutreiben. Das schliesst die Kurzrasenweide ausdrücklich mit ein, nämlich dann, wenn die Alternative eine reine Laufstallhaltung mit angrenzendem Maisacker wäre. Noch fehlen – wie meistens beim Grünland – auch bei Kurzrasenweiden Daten über die Entwicklung der Bodenfruchtbarkeit. Um sie auf Dauer zu erhalten, muss man gut hinschauen und mit dem Weidemanagement entsprechend flexibel reagieren. Aber natürlich liegen die wahren Potenziale der Weidewirtschaft in Weiden, die dem wandernden Weidetier Rind gerecht werden. Dazu zählen bei uns nicht nur Gräser und Kräuter, sondern auch Hecken und Bäume. Nur in *ih- rer*, das heisst in einer biodiversen Welt, kann die Kuh wählen und selbst Einfluss nehmen auf ihre Futterzusammensetzung – und -verwertung! Nur so liesse sich die Begrenztheit der quantitativen Agrikulturchemie wahrnehmen, die das Denken dominiert.

Wo müssten wir denn ansetzen, um zu einer vernünftigen Landwirtschaft zurück zu finden?

Gerade auch als sesshaft lebende Menschen müssen wir wegkommen vom alles dominierenden Ackerbaublick. Das Paradies war ein Garten. Garten Eden bedeutet „am Rand der himmlischen Steppe“.

Von dieser „himmlischen Steppe“ ist unsere Wahrnehmung heute Lichtjahre entfernt. Davon legt am besten der extrem negativ konnotierte Begriff „Versteppung“ Zeugnis ab. „Versteppen“ ist der Ausdruck für das, was

passiert, wenn der Mensch die Steppe zum Acker macht und nicht versteht, wie er diesen schützen muss, nachdem er dem Boden den bestmöglichen Schutz, die Grasnarbe, genommen hat. **Wir müssen wegkommen von diesem Ackerbaublick und den Acker vom Grasland her – neu – denken. Darin liegt eine gigantische Chance.** Unsere fruchtbarsten Ebenen auf der Welt, die *Kornkammern* und *Brotkörbe* der Prärie Nordamerikas, der Pampa Südamerikas und der Schwarzerdeböden der Ukraine sowie die 100 Punkte Böden in Deutschland – sie alle sind Steppenböden, entstanden durch jahrtausendelange Beweidung seit der letzten Eiszeit. Steppe ist ja ursprünglich Grasland und Gras bleibt *auf Dauer* nur erhalten, wenn es beweidet wird. Fehlt der Wachstumsimpuls durch den Verbiss, wird bei moderaten Temperaturen und ausreichender Feuchtigkeit Wald entstehen, ist es zu trocken und/oder zu kalt, wird es verbuschen.

Überwiegend aber wird Grasland als kleiner ärmlicher Bruder des Ackers angeschaut: Entweder Gras wächst auf Böden, die man nicht beackern kann, weil sie zu steil, zu nass oder zu steinig sind oder auf Böden, die als zu ertragsarm gelten. Bis vor 100 Jahren hatten sich Agrarforscher an den Universitäten auch gar nicht für das Grasland interessiert. Was machten sie, als es in ihren Fokus geriet? Sie brachen es um, machten es also zum Acker, säten es ein – und wunderten sich über den geringen Ertrag im Vergleich zu den vergangenen Vegetationsperioden.

Zu weiteren Aspekten, wo wir das Grasland *nicht verstehen*, zählt die Bodenverdichtung. Denn wie oft wird im Frühjahr der Ackerboden noch nicht befahren, weil es noch zu matschig ist, das Grasland aber schon. Zwar kann die Grasnarbe mehr verkraften als nackter Ackerboden, aber die Verdichtung ist gleich. Häufig verstärkt sie Staunässe – und der Ärger über die Blacken (Ampfer) ist gross...

Welche theoretischen Punkte hinsichtlich Klima und Grasland sind aus deiner Sicht die wichtigsten bei einem nachhaltigen Beweidungsmanagement?

Nachhaltige Beweidung muss zwei Prozesse im Sinn haben: Erstens die Bildung von Wurzelmasse und zweitens, wie man dazu beiträgt, dass die gebildete Wurzelmasse auch zur Humusbildung zur Verfügung steht. Anderenfalls wird Wurzelmasse wieder rückgebildet.

Vielen Dank für dieses Gespräch. ●

¹ Siehe hierzu auch das Gespräch mit Anita Idel in K+P 1/2015. – Anita Idel ist Tierärztin und sie wurde bekannt durch das Buch "Die Kuh ist kein Klima-Killer."



Eine Energie-Genossenschaft für daheim

Nikola Patzel. Johann Wurhofer aus Neukirchen im oberösterreichischen Innviertel hat eine enorme Energie. Sofort zieht der Geschäftsführer dreier Lokalversorgungs-Kraftwerke die volle Aufmerksamkeit seiner Besuchergruppe, des ökosozialen Forums Niederalteich, auf sich. Er erzählt uns die Geschichte von 17 Jahren Kampf um ein Stück Energieautarkie und Regionalwirtschaft mit Fernwärme und Strom aus Holz, Wasserkraft und Photovoltaik bis hin zur Getreidetrocknung mit der Abwärme. Die Energiegenossenschaft versorgt ein Drittel ihres 2000-Seelen-Dorfes mit Heizung und Warmwasser und mehr als die ganze Gemeinde mit Strom.

«**Alles für den Export ist heilig, aber willst du was fürs Inland tun, dann wirst du geprügelt.**» So fühlte es sich für die Pioniere Johann und Josef Wurhofer und eine Gruppe von Bauern an: Ein Kreis bäuerlicher Kleinwaldbesitzer mit meist 4-5, manchmal 10-20 Hektaren Wald wollte sein geschlagenes Holz nicht mehr wie bisher beim Grossabnehmer abliefern, sondern damit etwas bewirken und eine vielfältige Wertschöpfung gewinnen. Von vielen Ideen zur eigenen Energie für daheim sollte zuerst ein Holz-Heizkraftwerk für die Gemeinde Neukirchen verwirklicht werden. Als krasser Anfang war eine Million Schilling (rund 150'000 Franken) für Prozesse bis zum Bundesgericht fällig: wegen Einsprüchen von Nachbarn. Danach konnten die Genossenschafter beginnen, sich mit den zahlreichen Bedenken und Auflagen der Verwaltung auseinanderzusetzen – und schliesslich nach acht Jahren Einsatz und Verhandlungsgeschick die erste sichtbare Investition tun: Ein Holz-Heizkraftwerk mit modernster elektrischer Rauchreinigung und Solarzellen-Dach, das 2,8 MW Wärme und 38 kW Solarstrom bringt. Jeder beteiligte bäuerliche Haushalt zeichnete Genossenschaftsanteile gemäss seiner finanziellen Möglichkeiten. Dafür darf er garantiert eine bestimmte Holzmenge zu einem Preis verwerten, der **einen brauchbaren Waldarbeits-Stundenlohn** bedeutet: 10-20 Euro statt früher ein paar Euro!

Als Zweites bauten die Energie-Pioniere ein Wasserschnecken-Kleinkraftwerk in den Dorfbach ein. Was im 3. Jahrhundert v. Chr. von Archimedes in Sizilien als Schraubenpumpe erfunden wurde, wird hier umgekehrt dazu

genutzt, um aus dem strömenden Wasser 7 kW Leistung als Strom zu gewinnen. «Wir erzeugen damit 40'000 Kilowattstunden Strom pro Jahr, das entspricht dem Verbrauch von 10 Haushalten.» Hier hat es zwei Jahre für die Genehmigung und dann nochmal zwei Jahre bis 2001 für den Bau gebraucht. Der Wirkungsgrad dieser Anlage hat sich in den ersten Monaten von 80 auf 85% erhöht, weil Algen auf den Oberflächen des Rohres und der Schraube wuchsen und somit den Zwischenraum abdichteten.

Als Drittes entstand etwas fast ohne Vorbild: Ein superraffiniertes Strom- und Wärmenutzungskraftwerk mit Holzenergie, mitverwirklicht von Josef Wurhofer, Johanns Bruder und Elektrikermeister. Johann ruft seinen Besuchern zu: «**Wir müssen nur investieren in die Natur, woin denn sonst? Wir müssen etwas von unseren Investitionen für den Herrgott hergeben.** Dann kriegen wir immer einen Lohn. Warum setzen wir Trottel so oft nicht auf das, was wir sowieso zum Leben brauchen? Wir haben nicht ein Projekt gehabt ohne Riesenprobleme mit den Auflagen, aber im Hintergrund haben wir den Herrgott.» Mehrere Megawatt gespeicherte Sonnenenergie geben die Bäume des Umlandes rund ums Jahr netto für die menschliche Nutzung ab. Inzwischen lobt die Landesverwaltung dieses Vorzeigeprojekt im Rahmen seiner „Nachhaltigkeitsstrategie“. Dieses Kraftwerk wird aber nicht von der bäuerlichen Genossenschaft getragen, sondern



Die Brüder Johann und Josef Wurhofer

Foto: Land OÖ/Anzengruber

nur von drei Gesellschaftern. Doch auch hier kommt das Holz aus der Dorf-Umgebung. Zur Technik: «Ein spezieller Schneckenhacker zerkleinert das Holz. Wir kaufen Material in der Umgebung von 30-40 km. Hackschnitzel gehen durch eine Siebanlage, dann kommt die Vortrocknung auf 15% Feuchtigkeit, die mit der Maschinenabwärme betrieben wird. Bei der Beschickung wird das Holz automatisch gewogen und die Messungen werden aufgezeichnet. Wir können die Energieeffizienz des Holzes feststellen. Buche ist mit 70-80% am besten.»

Das Leitungsnetz ist selber auch ein Wärmepuffer, dazu kommen Pufferspeicher im Kraftwerk für den Fall, dass die Anlage mal kurz abgestellt werden muss. Im Sommerhalbjahr wird das reine Fernwärmekraftwerk abgeschaltet und die Wärme des Kombikraftwerkes wird genutzt, um Holz für den Winter vorzutrocknen. Somit werden den Sommer über laufend 300-400 kW Leistung im Holzvorrat gespeichert und durch dessen erhöhten Brennwert im Winter dann freigesetzt. «Das Holz wird bei 1000° C zur Ausgasung gebracht, deswegen wird auch der Holzteer gasförmig und wir haben eine sehr gute Ausbeute. Wir brauchen 80% Buche und 20% Weichholz und verbrennen etwa 20 bis 25 Schüttraummeter pro Tag. Das massive Eschensterben hat gezeigt, wie wichtig es ist, dezentral die Anlagen zu bauen. Und **wir produzieren für unser Dorf, für unsere Nähe,**

nur von drei Gesellschaftern. Doch auch hier kommt das Holz aus der Dorf-Umgebung.

Zur Technik: «Ein spezieller Schneckenhacker zerkleinert das Holz. Wir kaufen Material in der Umgebung von 30-40 km. Hackschnitzel gehen durch eine Siebanlage, dann kommt die Vortrocknung auf 15% Feuchtigkeit, die mit der Maschinenabwärme betrieben wird. Bei der Beschickung wird das Holz automatisch gewogen und die Messungen werden aufgezeichnet. Wir können die Energieeffizienz des Holzes feststellen. Buche ist mit 70-80% am besten.»

Das Leitungsnetz ist selber auch ein Wärmepuffer, dazu kommen Pufferspeicher im Kraftwerk für den Fall, dass die Anlage mal kurz abgestellt werden muss. Im Sommerhalbjahr wird das reine Fernwärmekraftwerk abgeschaltet und die Wärme des Kombikraftwerkes wird genutzt, um Holz für den Winter vorzutrocknen. Somit werden den Sommer über laufend 300-400 kW Leistung im Holzvorrat gespeichert und durch dessen erhöhten Brennwert im Winter dann freigesetzt.

«Das Holz wird bei 1000° C zur Ausgasung gebracht, deswegen wird auch der Holzteer gasförmig und wir haben eine sehr gute Ausbeute. Wir brauchen 80% Buche und 20% Weichholz und verbrennen etwa 20 bis 25 Schüttraummeter pro Tag. Das massive Eschensterben hat gezeigt, wie wichtig es ist, dezentral die Anlagen zu bauen. Und **wir produzieren für unser Dorf, für unsere Nähe,**

¹ Hermann Pennwieser aus Schwand (OÖ) hat die Gespräche organisiert und auch durch Überprüfung und Ergänzung der vorgestellten Fakten zu diesem Beitrag Wesentliches beigetragen.

800 kW thermisch und 350 kW elektrisch mit einem ungebauten Diesel-Saugmotor.»

Um aus dem Rauchgas die organischen sauren Dämpfe (das Kondensat) herauszuholen, muss es gekühlt werden. «Wir holen Wasser mit 9°C aus dem Boden, es erwärmt sich bei der Abgaskühlung auf 12 °C und so geben wir es wieder über den Versickerer zurück. Zukünftig wollen wir diese Energie mit dem Wärmetauscher wieder herausnehmen, wir wollen das Wasser dem Herrgott so zurückgeben, wie wir es bekommen haben.»

Asche und Kohle kommen wieder in den Boden, im Umland und auf der anderen Inn-Seite in Deutschland. In wissenschaftlichen Forschungsprojekten wird diese Ausbringung auf einigen Höfen begleitet.

Dass die Bauern jetzt wieder Energie und auch «ein Geld» für ihr Holz bekommen, motiviert natürlich zur Waldarbeit. Manche haben sich zu je 10 Höfen einen Kranwagen angeschafft. **Man will aber nicht die Wälder ausplündern, nicht das Gezweig und die Nadeln auch noch verbrennen**, welche 20% der Baum-Energie und 80% seiner Nährstoffe enthalten. Das ist ein Unterschied zur Nutzung superschwerer Vollerntemaschinen (Harvester), die eine komplette Baum-Verbrennung technisch leicht machen würden.

Ausstrahlung

Auch im Nachbardorf Schwand haben sie jetzt eine von 20 Bauern organisierte Holz-Fernwärmanlage, an die 90% der Dorfkern-Haushalte angeschlossen sind. Dazu kommen dort als Grossabnehmer eine Tischlerei, eine Maistrocknungsanlage und eine Palettenfabrik. Die in Neukirchen und wenigen anderen Orten pionierhaft verwirklichte Technik und Organisationsform hat sich in den letzten 10 Jahren in vielen Regionen Österreichs ausgebreitet. Österreichische Firmen sind inzwischen führend im europäischen Holzkraftwerk-Markt. Der Staat hat jetzt gute Förderprogramme aufgelegt. Damit die Neukirchener Pioniere aber ebenfalls deren gute Einspeisepreise bekamen, mussten sie letztes Jahr ihre Holzverstromungsanlage stark umbauen, damit sie als 'Neuanlage' genehmigt wurde.

Diese Geschichte und auch manches hier nicht Erzählte drum herum zeigen: Es bedurfte eines Rieseneinsatzes, der die führenden Leute zeitweilig an die Grenze zwischen Begeisterung und Kompetenz einerseits, Verzweiflung und Insolvenz andererseits brachte. Aber das schlichte Fazit lautet: «Es hat sich gelohnt», und zwar weit mehr als nur finanziell. ●

«Von der Kooperation mit der Natur zur Kooperation mit den Menschen»

Zu diesem Thema hatte das Bioforum **Ernst Feuz** als Referenten nach Zofingen zum Biogipfel eingeladen. Feuz koordiniert in der «Gemeinwohlökonomie Bewegung Schweiz» das «Energiefeld Bern», also die dortige Regionalgruppe.

Der Referent führte in die Wertegrundlagen der Gemeinwohlökonomie ein, wie sie vom Österreicher Christian Felber und seinem Kreis gesehen werden. Er stellte «positive» Werte von Zusammenarbeit und Gemeinwohl «negativen» Werten von «Konkurrenz-Ökonomie» und Profitdenken gegenüber. Das Naturbild müsse sich von der «blossen Ressource» zu einem «Gegenüber mit Rechten» ändern. Verschiedene menschliche Begabungen sollten untereinander gleichberechtigt sein und mit Blick auf ihren Gemeinwohlnutzen, nicht auf ihren privatwirtschaftlichen Profitnutzen gefördert werden. Gemäss Meinungsumfragen sei eine Mehrheit von rund 90% der Bevölkerung der Meinung, dass eine weniger kapitalistische Wirtschaftsordnung erstrebenswert sei. Dazu passten die Bestrebungen, in einer Gemeinwohlökonomie das Geld wieder vom Zweck zum Mittel zu machen – und Wachstum als einen Weg zu optimaler statt maximaler Grösse wirtschaftlicher Einheiten zu sehen, nicht als eine aufgezwungene Überlebensstrategie im Verdrängungswettbewerb. (Zur Gemeinwohlökonomie siehe die folgenden Seiten.)

Nach dem Vortrag sass Ernst Feuz mit Urs Niggli (FiBL) und Peter Moser (Archiv für Agrargeschichte) zusammen am Podium, umringt von den Biogipfel-Besuchern.

Urs Niggli bezeichnete die Werte der Gemeinwohlökonomie als wichtig für jede Nachhaltigkeitsbewertung und die «good governance» (gute Betriebsführung) von Unternehmen. Schon heute mache jede grosse Firma einen Nachhaltigkeitsbericht. Dieser Weg müsse konsequent weitergegangen werden, wobei Greenwashing methodisch auszuschliessen sei. Für all dies müsse es transparente Indikatoren geben. Niggli unterstützt das Ziel einer veränderten Gesellschaftsordnung mit der Aussage: «Der Markt ist hart, seelenlos und berechnend. Das ist der Mechanismus. Jeder, der teilnimmt, muss schauen, dass er es ökonomisch vernünftig macht, also profitorientiert. Es wäre interessant, wenn neue Zusammenarbeitsformen entstehen würden. Coop hat mit Bio Suisse ein Sonderabkommen gemacht; damit wurde die globale Konkurrenz ein wenig geschwächt. Es könnte auch die Arbeit vom Bioforum sein, dass Kleinunternehmen eine neue

Kooperation entwickeln können. Und im Prinzip muss man auch über die Rahmenbedingungen sprechen, dies ist die Aufgabe des Staates.»

Peter Moser sagte, ein Blick in die Geschichte zeige, dass in allen Gesellschaften Konkurrenz- und Gemeinwohlbestrebungen zugleich existiert hätten. Es mache wenig Sinn, nach einem entweder/oder zu suchen. Ergiebiger sei die Frage nach den Bedingungen, die den Menschen ein kooperatives Verhalten erleichterten. Passiere dies v.a. in Notzeiten – oder brauche es dazu nicht auch (und vielleicht noch viel mehr) eine Freiheit des Denkens? Zur Wirtschaft sagte Moser: «Es gibt keine freien Märkte. Man hätte sie gerne frei. Aber alle Märkte sind geregelt. Es stellt sich also viel eher die Frage, was ist geregelt, wie wird es geregelt? Und: wer wird auf einem Markt ermächtigt, wer behindert?» Die Probleme, die im 19. Jahrhundert durch die erste Globalisierung entstanden seien, habe man in den der Landwirtschaft vor- und nachgelagerten Bereichen v.a. mit Kartellen zu lösen versucht, in der Produktion und im Konsum von Nahrungsmitteln hingegen mit der Gründung von Genossenschaften. Viele seien wieder zerfallen oder hätten den Genossenschaftsgedanken verloren. Es entstünden jedoch immer wieder neue, heute bspw. auch in der Form von Projekten zur regionalen Vertragslandwirtschaft.

Die **Diskussionsbeiträge** der weiteren Teilnehmer kreisten vor allem um die Frage, wie eine faire Kooperation im Hier und Jetzt zu erreichen sei. Als besonders ungerecht und stossend wird die Situation bei der Milch empfunden. Auch ein Berater berichtete von der sozialen Not vieler Milchviehbetriebe, der andere nur durch allerhand Zusatzverwertungen entgingen. Ein Teilnehmer forderte mehr «ethische Verantwortung der Entscheidungsträger» der Ernährungswirtschaft ein und ein weiterer bemerkte, ihm habe in dieser Diskussion der «seelische Teil» gefehlt. **(np nach Protokoll von Claudia Meierhans)●**



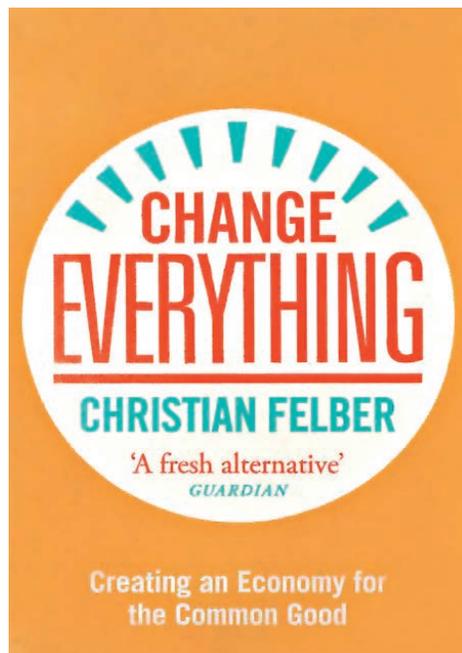
Beim Biogipfel

Foto: N. Patzel

Land- und Ernährungswirtschaft als «Gemeinwohl-Ökonomie»

Nikola Patzel. Natürlich dient jede Landwirtschaft, deren Produkte zur Ernährung der Menschen beitragen, dem Gemeinwohl. Einerseits. Andererseits gibt es eine Menge Missstände, bei denen der Natur, dem Menschen oder beiden überhaupt nicht wohl ist. Für eine Abhilfe gibt es freilich mehr als einen möglicherweise zukunftsweisenden Weg. Einer der zur heutigen Wirtschaft 'alternativen' Wege ist ein Konzept von Gemeinwohl-Ökonomie: Es wird vom Salzburger Christian Felber und einer von ihm angestossenen «Gemeinwohl-Bewegung» seit einigen Jahren detailliert ausgearbeitet und teilweise auch in Landwirtschaft und Handel ausprobiert. **Die Frage ist: Könnte das interessant für Bäuerinnen und Bauern oder auch für Produzenten-Konsumenten-Genossenschaften sein?**

Die Suche nach möglichen Antworten beginnt bei der Geschichte des Initianten dieser «Bewegung», bei Christian Felbers Gedichten: Er hat einen Band davon ins Internet gestellt. Felber schrieb von einem kühlen Vater und einer erdrückenden Mutter, vom geistig verhärteten gesellschaftlichen Umfeld seiner Kindheit, von Suizid- und Amoklauf-Fantasien. Wild geht es in seinen Gedichten zu und her,



Titel der englischen Ausgabe der "Gemeinwohlökonomie": *Ändere alles.*

verzweifelt, kämpferisch, naturliebend und sehr erotisch. **Man spürt darin die Suche nach dem eigenen Leben,** und diese führte ihn dann zunächst zur Mitbegründung von Attac Österreich und deren Kampf gegen die Macht der 'Grosskapitalisten' über Mensch und Natur. Seitdem folgt dieser Mann der Überzeugung: **«Eine andere Welt ist möglich.»** Eine Welt, die von Respekt für das sinnvolle Leben des Einzelnen und von wirtschaftlichen Regeln geprägt wird, die das Wohl der jeweils anderen und eine liebevolle Gemeinschaft von Natur und Mensch fördert. Das ist sein grosser Traum. Eine Welt auch, die keinen Grossgrundbesitz kennt, ja überhaupt keinen Besitz an Natur mehr; sondern in der die bäuerlichen Familien nur dann ihr Nutzungsrecht an Grund und Boden vererben dürfen, wenn sie mit dem Boden auch pfleglich umgehen. Als **«herzjesumarxistischer Enteignungseuphoriker»** wurde Felber deswegen in der österreichischen Zeitung «Die Presse» bezeichnet – siehe den Kasten zur kontroversen Bodenrechtsfrage.

Die Idee einer «Gemeinwohlbilanz»

Felber schrieb in seinem Buch «Gemeinwohl-Ökonomie» darüber, wie der Kapitalismus schrittweise komplett in etwas anderes transformiert werden könne. Neben vielen wirtschafts- und finanzpolitischen Forderungen schlägt Felber vor, ein jeder Mensch und Betrieb solle sich doch mal selber prüfen, was er eigentlich fürs Wohl der Gemeinschaft tue. Und zwar ganz detailliert mithilfe der **Checkliste für eine umfassende «Gemeinwohlbilanz»**, an deren Version '5.0' momentan gearbeitet wird. «Der Prozess ist wahnsinnig aufwendig, von Februar bis Mitte August haben wir daran gearbeitet», erzählt Manuela Feher von 'Sonnentor', der grossgewordenen Bio-Kräuterhandelsfirma im österreichischen Waldviertel. Dieses Jahr es ist das vierte Mal, dass dieses Ökopionier-Unternehmen eine solche Bilanz erstellt, die ganz anders funktioniert als eine Finanzbuchhaltung. Vier Personen sind für verschiedene Gemeinwohlbereiche zuständig und fragen sich damit durch die Büros; und Frau Feher sagt, wonach da alles gefragt

wird, würde vielleicht mehr bewirken und Ideen auslösen als die im Bericht zusammengefassten Antworten. **Die Indikator-Zahlenberge seien aber auch «nützlich für uns als ein Werkzeug zur Messung, wo wir uns noch verbessern können».** Sonnentor hat im diesjährigen Utopie-Verwirklichungsscheck 635 von 1000 möglichen Gemeinwohlpunkten bekommen. «Die denken in einem System, das nicht unserem aktuellen Kapitalismus entspricht. Da wir aber in dort drinstecken, können wir vieles nicht erfüllen, weil es für uns nicht funktionieren würde.»

«Was ändert diese Bilanz denn konkret für Ihre bäuerlichen Lieferanten?» «Bei Preisen, Löhnen, Preisverhandlungen hat sich nichts geändert, die Preise werden wie vorher auch schon gemeinsam mit den Bauern Anfang des Jahres festgelegt. Auch fliegt bei uns niemand raus oder wird abgestraft, wenn er nicht wie geplant liefern kann.» Aber im Einkaufsverhalten habe sich trotzdem etwas geändert. Zum Beispiel hätte man keinen Bioknoblauch aus Europa bekommen können und der Import aus Übersee sei im GWÖ-Bericht aufgefallen. Also haben sie ein erfolgreiches Anbauprojekt zum Bio-Knoblauch gemacht. «Haben sich denn Ihre Zahlenwerte mit der Zeit verbessert?» Das sei unterschiedlich, auch weil die Kriterien stets im Fluss sind. Es sei auch vorgekommen, dass die Bewertung in einem Bereich schlechter wurde, obwohl sie sich dort verbessert haben. «Würden Sie das anderen Unternehmen trotzdem empfehlen?» «Ja, unbedingt.» Wenn man Christian Felber im Vortrag gehört habe, an den Regionaltreffen teilnehme, dann sei die Motivation sehr hoch und man helfe sich gegenseitig. Und «wir versuchen, den Bericht als Resultat einer grösseren Idee eines anderen Wirtschaftssystems zu sehen, nicht als blosses Bewertungsinstrument. Ich finde, dass eine sehr starke Entwicklung stattgefunden hat.» Ein zweites Beispiel, aus Bayern: Dort haben sich zwei Bio-Gärtnereien, ein Bioproduktehändler und ein Maschinenbaubetrieb zusammengetan, um sich gegenseitig bei ihrer Gemeinwohlbilanz zu helfen. Zum Schluss kam dann eine Auditorin vorbei, «die sich das alles angeschaut und das abgesegnet hat», erzählt

Inge Asendorf von **Tagwerk**, einem Bioproduzenten-Handelsnetzwerk bei München. Viele Kategorien würden zwar nicht immer ganz gut zum konkreten Betrieb passen, aber es sei schon sinnvoll, so eine sozial-ökologische Bilanz zu machen (626 von 1000 Punkten), weil es den eigenen Prozess bestärke. Wegen der vielen Arbeit würden sie aber erstmal keine erneute Bilanz erstellen. Die genossenschaftliche Sparda-Bank München, die voll dabei ist, habe extra Leute dafür delegiert (385 von 1000 Punkten). Wegen des Aufwands sei auch das Bemühen von Tagwerk nicht angekommen, Ihre Partnerbauern und Partnerläden dazu zu motivieren, selber einer Gemeinwohlbilanz zu erstellen. Klar sei aber, dass die Bewegung der Gemeinwohl-Ökonomie deutlich mehr Erfolg habe als zum Beispiel die «Solidarische Ökonomie» mit einem ähnlichen Ansatz.

Der **Bioland-Gärtner** Harro Colshorn aus dem Alpenvorland bei Rosenheim koordiniert die GWÖ-Regionalgruppe Bayern. Seine Gärtnerei verkauft das Gemüse über ein Abokisten-System und den Hofladen. Colshorn sagt, der GWÖ-Bericht habe ihm geholfen, seine Überlastung im Sommer klarer zu sehen und sich dann mehr von einem neuen Mitarbeiter helfen zu lassen. Obwohl er das Bepunkten als Methode gar nicht mag, hilft er nach zwei eigenen Bilanzen jetzt dem Bioland Verband Bayern bei der Erstellung einer solchen. Denn dieses Verfahren sei «nicht nur mühsam, sondern auch kreativ und bereichernd»; er hat beim Audit von aussen rund 600, bei der gegenseitigen Evaluierung der Betriebe rund 700 Punkte bekommen. **Colshorn hofft, dass es in Zukunft andere Bewertungsformen als Punkte dafür geben kann, wie man dem ökosozialen Gemeinwohl dient**, auch wenn das Punktesystem schon mal die im Konzept vorgesehene Grundlage für Steuervorteile einübe, die in Zukunft vielleicht einmal aufgrund positiver GWÖ-Bilanzen möglich würden. Harro Colshorn sagt klar: «Das jetzt zu machen, dafür muss man Überzeugungstäter sein.» Wohl auch wegen des grossen Aufwands habe er in Bayern im Bereich Landwirtschaft erst eine weitere Gärtnerei, einen grossen Ackerbau-Gemischtbetrieb und einen Schafhalter mit dieser Idee anstecken können. Für drei grosse Bewertungsbereiche habe er für sich persönlich unter den derzeitigen wirtschaftlichen Bedingungen keine Lösung gefunden, sagt Colshorn: Erstens sei im Gemüsebau kein geschlossener Kreislauf hinzukriegen, weil er ja die Rohstoffe nicht (z.B. als Gülle oder aufbereiteter Klärschlamm) von



Christian Felber ist Tänzer. und er studierte Spanisch, Politik, Soziologie und Psychologie.

Foto: José Luis Roca

seiner Kundschaft zurückbekommt. Zweitens sei er beim Saatgut weiterhin auf viele Hybridsorten aus konventioneller Züchtung angewiesen, weil die Bio-Züchtung aufgrund ihrer viel geringeren Möglichkeiten noch nicht so weit sei. Drittens könne er die geforderte Mitarbeiterbeteiligung und Eigentumsteilung auch nicht bei sich umsetzen. **«Man sollte zwar mit jeder Veränderung bei sich selber anfangen, das hat aber auch Grenzen, auf die man nur gesellschaftlich einwirken kann.** Ich bin seit 35 Jahren bei Bioland und wir sind immer eine Nische in einem ganz anderen Wirtschaftssystem. Seit ich den Christian Felber vor gut fünf Jahren bei einem Vortrag gehört habe, bin ich mir sicher: Eine Gemeinwohlökonomie, das wäre die Wirtschaftsform, die den Biolandbau ergänzt und die er braucht.» Der häufigste Kritikpunkt der Anwender im Bereich Landwirtschaft und Handel ist der Aufwand dieser Bilanzierung. Das Büro von Christian Felber teilte mir mit, dass ihnen dieses Problem bewusst sei und sie an verschiedenen Lösungsmöglichkeiten arbeiten würden. Felbers Motivation für diese langen Checklisten war, dass er damit mehr Veränderung auslösen möchte als mit bestehenden vergleichsweise «oberflächlichen» Zertifizierungen.

Soziale Bewegung, um Makroökonomie zu verändern

Felber beschreibt in seinem Buch «Gemeinwohlökonomie» (2014, S. 177f.): «... überall können engagierte Menschen, die einen Beitrag

zum Wandel erbringen wollen, eigeninitiativ ein Energiefeld aufbauen, ein umfassender Leitfaden steht zur Verfügung. ... Diese Energiefelder vernetzen sich zum einen untereinander, zum anderen haben sie ab einer Mindestgröße – gleich wie die PionierInnen und AkteurInnen – ein **Vertretungsrecht in der Delegiertenversammlung**, das internationale ‘Parlament’ der Bewegung. 2013 und 2014 fanden die ersten beiden internationalen Delegiertenversammlungen in Innsbruck und München statt.» Diese wachsende «demokratische Alternative» solle schliesslich die gewählten Legislativen anregen, Gesetze zur Förderung der Gemeinwohl-Ökonomie zu beschliessen und zugleich die Elemente direkter Demokratie in ihren Staaten stark auszubauen. «Das ist ein Teil der Evolution. Und wenn die neuen Alternativen etwas von den Mächtigen lernen können, dann ist es: Kooperation» (S. 180).

Spirituelle Hintergrund

Zu einem halben dutzend weiterer Bücher Felbers gehört eines von 2015 mit dem Titel «Die innere Stimme: Wie Spiritualität, Freiheit und Gemeinwohl zusammenhängen». Darin beschreibt der Autor, dass ihn «Pacha Mama, die Mutter Erde» gerufen und geführt habe (S. 26). Die «Essenz „meiner Religion“, der Tiefenökologie, ist, dass alles mit allem verbunden ist» (S. 29). Und weiter: «Das Herz ist imstande, die innere Stimme, auch die innerste Stimme zu hören. Die innerste Stimme ist mein wahres Ich und mein höheres göttliches Selbst» (S. 49f.).

Christian Felber glaubt also an die Möglichkeit einer eigenen 'Erfahrungsreligion' – was seit jeher ein spiritueller höchst interessantes und unter Umständen beglückendes, aber auch ein höchst gefährvolles Unterfangen ist.

Zugleich folgt Felber, der aus der katholischen Kirche ausgetreten ist, einem aus ihrer Geschichte wohlbekannten **harten moralisch-religiösen Dualismus**: «Im Kapitalismus werden Habsucht, Gier, Geiz, Neid, Eitelkeit, Prahlerei, Blenden, Lügen, Rücksichtslosigkeit, Skrupellosigkeit und strukturelle Gewalt kultiviert. ... Der Gott des Kapitals und der Gott des Gemeinwohls sind Antipoden par excellence. ... Beiden zugleich [zu dienen] ist nicht möglich» (2015: 18). Analog der klassischen ethischen Auffassung, man müsse sich halt zwischen Gott und Teufel entscheiden, meint Felber sodann: «Wenn das Gute (Ethik, Werte), Wahre (Authentizität, Lebendigkeit), Schöne (Ästhetik, Formen und Farbenvielfalt, Kunst) wachsen darf, dann blüht das Gemeinwohl» (2015: 20).

Zur Frage: «*Könnte das interessant für Bäuerinnen und Bauern oder auch für Produzenten-Konsumenten-Genossenschaften sein?*» Mein persönlicher Vorschlag aufgrund dieser Recherche ist: Wenn man dafür der richtige 'Typ' ist, mit Vorsicht ja – sonst nicht. Es handelt sich bei aller ehrlichen prozesshaften Offenheit dieses Konzeptes tendenziell um den

Zum vorgeschlagenen neuen Bodenrecht nachgefragt

Frage von K+P: Herr Felber, ein neues Bodenrecht ist Teil Ihres Konzepts von Gemeinwohlökonomie, Sie wollen das Eigentum an Land abschaffen: Was würde das konkret für Bauern bedeuten?

Christian Felber (per E-Mail):

«Nutzungsrechte können unterschiedslos vererbt werden wie Grundeigentum – mit mehreren Vorteilen: Dadurch, dass per definitionem nur an NutzerInnen vererbt werden kann, entfallen Erbstreitigkeiten. Dadurch, dass es sich um kein Eigentum handelt, entfallen Erbschaftssteuern beim Erbvorgang und Grundsteuern während der Nutzung. Vererbt werden können Nutzungsrechte allerdings nur innerhalb der demokratisch festgelegten Obergrenze. Wenn diese zum Beispiel mit 50 oder 100 Hektar pro Betrieb/Person/Familie festgelegt wird, würde das Nutzungsrecht nur in der Maximalgrösse an die ErbInnen übergehen, die darüber hinausgehende Grundfläche an die Gemeinschaft zurückfallen; sie könnte z. B. als Allmende ('Common') reorganisiert, an BäuerInnen ohne Erbe übertragen oder an BäuerInnen mit guter Gemeinwohl-Bilanz verteilt werden. Verschlechtert sich die Qualität des Bodens durch die Nutzung (schlechtes Gemeinwohl-Bilanz-Ergebnis), wird das Nutzungsrecht verkleinert oder es erlischt ganz. Verbessert sich die Qualität des Bodens durch die Nutzung (gutes Gemeinwohl-Bilanz-Ergebnis), kann das Nutzungsrecht aufgestockt werden bis zur Maximalgrösse.»

Versuch einer „Ganzheitlichkeit im Guten“: Mit (1) tief-individueller Selbstführung des Menschen, (2) dem Hauptwert einer übergeordneten Ganzheit und menschlichen Gemeinschaft sowie (3) einer Gesetzgebung und einem detaillierten Indikatorenset, an dem man sich messen und zugleich quasi operativ vom Bösen unterscheiden könne. Man kann sich davon sicher Anregendes herausnehmen und ins eigene Weltbild einbauen, man kann

den Impuls auch sehr gut für die Werbung oder als politische Unterstützung umsetzen – oder darüber hinaus dort eine Heimat und umfassend neue Wirtschaftsweisen suchen. **Die Bewegung der «Gemeinwohl-Ökonomie» ist ein Ausdruck eines grossen seelischen und zunehmend auch sozialen Rumorens, um es besser – oder besser ganz anders zu machen. Wie es herauskommt, ist offen.**

Wie der Erste Weltkrieg die Schweizer Ernährungswirtschaft veränderte¹

Während «das grosse Töten» bei den meisten europäischen Völkern wütete, bot die vom umfassenden Krieg überraschte Schweiz das Bild eines **ernährungswirtschaftlichen Klassenkampfes**. Doch gegen Ende des Krieges fanden im Inland Teile der 'Produzenten' und 'Konsumenten' zu einem neuen Verhältnis. Wie kam dies? Was könnten wir heute daraus lernen?

Seit den 1860-70er Jahren hatte die Schweiz den Weg des globalisierten Welthandels mit Grundnahrungsmitteln beschritten. Vor allem Käse wurde exportiert und Brotgetreide importiert. Auch in den ersten Jahren des Weltkriegs, als der Handel noch weitgehend funktionierte,

stellte fast niemand diese Agrarstruktur und Ernährungswirtschaft infrage. Stattdessen fanden harte Preis- und Verteilungskämpfe statt, die auch als Hebel im Kampf zwischen Sozialisten und Bürgerlichen dienten: Wie viel dürfe z.B. die Milch die Arbeiterschaft in den grossen Städten kosten? Bis 1917 kaum ein Thema war die Frage, wie unter den Bedingungen des Weltkriegs weniger ressourcenintensive Nahrungsmittel produziert werden könnten und ob die Beziehungen zwischen den Produzenten und den Konsumenten nicht anders als bisher organisiert werden sollten.

Ernst Laur, ETH-Professor und Direktor des Schweizerischen Bauernverbandes, hatte am

Tag der Mobilmachung im August 1914 «mit Schrecken erkannt», dass die Schweiz nicht auf einen Krieg vorbereitet war. In der Folge wirkte Laur daran mit, **aus Landwirtschaftsorganisationen parastaatliche Institutionen** zu machen. Zu den Zielen gehörte: 1.) Der Käseexport solle aufrechterhalten werden, um den Import von Kraftfutter, Brotgetreide und Gemüse zu sichern. 2.) Der Milchpreis solle im Inland vom steigenden Weltmarktpreis abgekoppelt und stabil gehalten werden. 3.) Die Bauern müssten alles daransetzen, die Milchlieferungen zu steigern. – Dieses Programm funktionierte in den ersten anderthalb Kriegsjahren einigermassen gut. Trotzdem griffen der

¹ Für diesen Artikel wurden Aussagen aus einem Text von Peter Moser, Archiv für Agrargeschichte, zusammengefasst und die Zusammenstellung von PM gegengelesen. Siehe ausführlicher bei Peter Moser: *Mehr als eine Übergangszeit. Die Neuordnung der Ernährungsfrage während des Ersten Weltkriegs*, in: Roman Rossfeld, Thomas Buomberger, Patrick Kury (Hg.), *Die Schweiz und der Grosse Krieg*, Baden, 2014, S. 172-199.

marxistische Wortführer bei den Sozialdemokraten, Robert Grimm, und eine Reihe sozialistisch ausgerichteter Zeitungen Ernst Laur und die als «bürgerlich» angesehenen Bauern und «Agrarier» permanent aufs Schärfste an: **Es ginge diesen nur ums Geldverdienen als Kriegsgewinnler**, während die städtische Arbeiterklasse darbe, bis hin zu einem von Laur zu verantwortenden «bethlehemitischen Kindermord». Am Anfang verfieng diese Kampagne wenig bei anderen Volksschichten; doch als ab 1916 mangels importierbarem Essen und Kraftfutter die Lebensmittelknappheit schlimmer wurde, spitzte sich der politische Kampf um Essen und Deutungshoheit zu, bis hin zum Landesstreik (Generalstreik) vom November 1918.

Während die politische Polarisierung des Krieges bei anderen Themen andauerte, **gab es bei der Ernährungsfrage eine erstaunliche und schnelle Wende**, wobei beide Seiten «fundamentale Lernprozesse» durchmachten. Die Linken begriffen, dass nur verteilt werden kann, was auch produziert worden ist, dass auch grosse Teile der bäuerlichen Bevölkerung Opfer erbrachten und man nun miteinander reden und zusammenarbeiten sollte. Die Bürgerlichen und Rechten sahen ein, dass eine Spezialisierung in der Landwirtschaft nicht ohne Gefahr gleich wie in der Maschinen- oder Waffenindustrie durchgeführt werden konnte, dass also die Landwirtschaftsstruktur auch eine gewisse Selbstversorgung mit Grundnahrungsmitteln ermöglichen sollte. Währenddessen fanden **neue Initiativen «von unten»** und neu auftretende Politiker öffentliches Gehör. Als In-



Mitarbeitende bei der Schweizerischen Genossenschaft für Gemüsebau (SGG), einer Organisation des Schweizerischen Konsumvereins (heute Coop). Bild: Archiv für Agrargeschichte

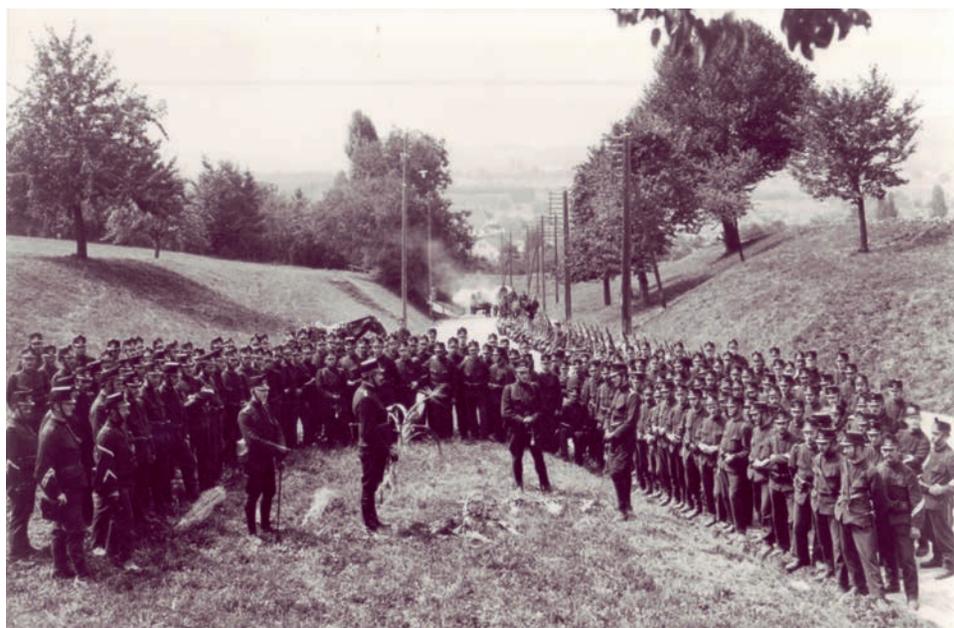
strument zur Durchsetzung der neuen Betrachtungsweisen wurde die *Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und Industrielle Landwirtschaft* (SVIL) gegründet: Diese betrachtete die Ernährungsfrage als «Sache des ganzen Volkes», die nicht einfach an die Bauern delegiert werden dürfe, sondern durch eine gesamtgesellschaftliche Übereinkunft im Interesse der Konsumenten und der Produzenten gelöst werden müsse.

Der Verband Schweizerischer Konsumvereine (VSK, heute Coop) begann im Herbst 1918, mit der *Schweizerischen Genossenschaft für Gemüsebau* (SGG) selber im grossen Stil Ge-

müse anzubauen. Die Forderung von Dora Staudinger am Frauenkongress 1915, einen «Genossenschaftssozialismus» zu schaffen, in dem «der **Gegensatz zwischen den Wirtschaftsparteien, zwischen Konsument und Produzent wie zwischen Arbeitgeber und -nehmer überbrückt**» werde, wurde diskutabel und auch von bäuerlichen Kreisen verfolgt. Die im Juli 1918 auf Initiative der Bäuerin Augusta Gillibert-Randin gegründete Association des Productrices de Moudon (APM) etwa wollte die Produktion, die Distribution und den Konsum von Nahrungsmitteln neu und engmaschiger verflechten, damit die Produzentinnen und Konsumentinnen unter weitgehender Ausschaltung des Zwischenhandels sich auch sozial (wieder) näher kämen.

Die während des Krieges gestärkten (para-)staatlichen Institutionen entwickelten neue konkordanzdemokratische Formen der Zusammenarbeit: Gegründet auf neu entwickelte Einkommens- und Preisstatistiken und neu eingeführte Kennzahlen wie «Reallohn», «Ertragswert» und allgemein auf einem gesellschaftlichen Interessenausgleich.

Und heute? Die schweizerische «Konkordanzdemokratie» besteht, wenn auch geschwächt, weiterhin. Die Frage nach fairer Vertragslandwirtschaft und Ernährungsgenossenschaften erlebt eine Renaissance und führt zu vielen neuen Initiativen. Und ungute Seiten einer Abhängigkeit vom Ernährungs-Weltmarkt geraten heute wieder mehr ins Bewusstsein, was nach (vorausschauenden?) Änderungen in der Agrarstruktur ruft. (np)



Der SGG-Direktor Hans Keller erklärt Aktivdienst-Soldaten die Bedürfnisse einer Maispflanze.

Bild: Archiv für Agrargeschichte

Vom Hobby-Rebgärtner zum Stadtwinzer

Andreas Dilger betreibt ein Weingut mitten in Freiburg im Breisgau, das auch Veranstaltungsort für Konzerte und Tagungen ist. Seine Weinberge liegen gleich am Stadtrand. Er liebt die enge Verbindung von städtischer Kultur und ländlichem Winzerhandwerk

Sonja Korpeter. Andreas Dilger kommt ursprünglich aus Rheinfelden/Baden an der Schweizer Grenze. Er hat in Freiburg Sozialpädagogik studiert und anschliessend ehrenamtlich den Kinder-Abenteuerhof in Freiburg mitaufgebaut. Dort können Kinder mit Tieren und in einem Garten hautnah in Kontakt mit dem Leben auf dem Bauernhof kommen. Auch heute noch nimmt er **Kinder mit in Weinberg**, Streuobstwiesen und die Brennerei, um für sie erlebbar zu machen, wie gute Lebensmittel entstehen. Erwachsene können in Weinproben und bei Führungen durch die Reben schmecken und erleben, was den ökologischen Weinbau ausmacht.

Sein Geld verdient hat Dilger in den ersten Jahren mit seiner Firma für ökologische Hausdämmungen. Gleich nach dem Studium übernahm er auch einen kleinen Garten, um selber Obst und Gemüse anzubauen. Zu diesem Garten gehörten ein paar Reben ... sie waren der Grundstock für das heutige Weingut Andreas Dilger.

Klein aber fein

Der Betrieb umfasst 3,5 ha Reben und 1,5 ha Streuobstwiesen und ist inzwischen ein Haupterwerbsbetrieb mit zwei vollen Arbeitskräften und einigen Aushilfen. Die Produktvielfalt ist

gross – fünf Rotweine, sieben Weissweine, zwei Roséweine, ausserdem Sekt, Secco, Säfte, Schnäpse und Liköre, die alle auf dem Gut hergestellt werden. Sie können an bestimmten Wochentagen direkt im Verkaufsraum des Weingutes erworben werden. Der Grossteil der Spezialitäten wird über die Gastronomie und Läden in Freiburg und Region vermarktet. Es sind jedoch nicht nur die Vielfalt und die **Verbindung von innerstädtischer Kultur mit ländlichem Winzertum**, die das Weingut auszeichnen. Auch weinbaulich unterscheidet sich der Ecovin-Betrieb von anderen in der Region. Andreas Dilger hat nach und nach alle Rebstöcke durch **neue robuste Sorten** ersetzt, die widerstandsfähig gegen Pilze sind. Diese Sorten sind Ergebnis langjähriger Züchtungen durch das Staatliche Weinbauinstitut Freiburg (WBI). Wildreben aus verschiedenen Teilen der Welt wurden mit hiesigen Sorten gekreuzt. Über Jahre hinweg sind so «Pilzwiderstandsfähige Rebsorten» entstanden, die in unserem gemässigten Klima dem echten und falschen Mehltau widerstehen können.

Pilzwiderstandsfähige Rebsorten

Die Widerstandsfähigkeit beruht auf natürlichen Abwehrmechanismen. Bei einer Pilzinfektion reagieren die Rebpflanzen mit dem

Verschliessen ihrer Spaltöffnungen und der Verstärkung ihrer Zellwände, um das Eindringen der Pilze zu verringern bzw. zu vermeiden. Ausserdem reichern sie umgehend nach einer Infektion an der betroffenen Stelle Pterostilbene und Viniferin an. «Diese **antimikrobiell wirkenden Pflanzenstoffe** unterbrechen die Entwicklung der Pilze und verhindern so eine Ausbreitung», so Ernst Weinmann vom WBI. Für Andreas Dilger passen Ökoweinbau und pilzwiderstandsfähige Sorten sehr gut zusammen: «Mit diesen Sorten kann ich die Ökologie bei mir im Weinberg noch weiter führen als es die Richtlinien von Ecovin vorsehen. Ich verbrauche deutlich weniger Pflanzenschutzmittel und Treibstoffe und muss seltener mit dem Traktor in den Rebberg fahren. Das Risiko der Bodenverdichtung wird deutlich geringer.»

Auch bei diesen Sorten braucht es noch zwei bis vier Mal im Jahr den **Einsatz von Pflanzenschutzmitteln** wie Wasserglas [lösliche Silikate], Kupfer oder Netzschwefel [purer Schwefel]. Zusätzlich werden gegen den Schädling Traubenwickler in den Rebanlagen kleine Pheromon-Dispenser aufgehängt, die überall den Duftstoff der Traubenwickler-Weibchen verbreiten. Die Männchen finden die Weibchen nicht und es kommt nicht zur Eiablage auf dem Geschein oder der Traube. «Der Schaden durch den Traubenwickler entsteht», erläutert Weinmann, „wenn die Würmer nach dem Schlupf die Beerenhaut durchbohren und zuckerhaltiger Saft aus der Beere austritt, auf dem sich dann der Botrytispilz [Grauschimmel] etablieren kann.“

Eine weitere wichtige Pilzvorsorge ist die gute Durchlüftung der Reben, sodass Blätter und Trauben immer rasch abtrocknen und so Pilzen ungünstige Bedingungen bieten.

Bodenpflege

Die gute Belüftung wird auch durch eine differenzierte Bodenbearbeitung erreicht. Andreas Dilger lockert den Boden direkt unter den Weinstöcken zwei bis drei Mal im Jahr mit einem Scheibenpflug, der seitlich am Traktor angebracht ist. «Nach Möglichkeit kombiniere ich diese Arbeit mit einer Pflanzenschutzmass-



Ländliches Winzerhandwerk und städtische Kultur – Andreas Dilger bringt auf seinem Weingut in Freiburg im Breisgau beides zusammen

Foto: Sonja Korpeter



nahme, um die Zahl der Durchfahrten mit dem Traktor durch den Rebberg gering zu halten.» Durch den Einsatz des Scheibenpflugs im Unterstock-Boden wird der Grasbewuchs gestört. Dies gewährleistet die gute Durchlüftung der Reben und sichert ihnen eine bessere Wasserversorgung; denn das Gras ist für die Rebe auch ein Wasserkonkurrent.

In den Reihen zwischen den Reben ist der Bewuchs bis zu einer gewissen Höhe dagegen gewünscht und wird gezielt kultiviert. **Dilger sät eine Mischung von etwa 30 Gründüngungspflanzen, die ganz unterschiedliche Wurzeltiefen und -arten haben.** Es sind viele blühende Sorten dabei wie Phacelia, Winterwicke, Borretsch, Malve. Sie sorgen ebenfalls für einen guten Aufschluss des Bodens und damit für gute Bedingungen für die Bodenlebewesen. Sie helfen Humus aufzubauen. Die Pflanzen blühen zu unterschiedlichen Zeiten und bringen viele Monate im Jahr Bienen und andere Nützlinge in den Weinberg. Sie bringen Biodiversität in die Monokultur Weinberg.

Grosse Trockenheit

Doch in den letzten Wochen war es so trocken, dass alles verfügbare Wasser von den Reben gebraucht wurde. Deshalb hat Dilger die Zwischenreihen gemulcht bzw. jede zweite Reihe sogar gefräst, um die Begrünung stark zu stören. In die gefrästen Reihen wird in einigen Wochen die Winterbegrünung frisch eingesät. In relativ jungen Rebbergen – wie dem, der auf dem Bild zu sehen ist – sät Dilger alle zwei Jahre neu ein; sind die Reben älter bzw. ist der Boden schon fruchtbarer, sät er die Begrünung nur noch etwa alle vier Jahr neu ein.



Aufgrund der Trockenheit wurde die Begrünung zwischen den Rebreihen in diesem August gefräst – um alles Wasser den Rebpflanzen verfügbar zu machen

Nicht alle Pflanzen kommen und die meisten sind nur ein – oder zweijährig. **Die Selbstaussaat klappt nur teilweise.** Deshalb braucht es auch zum Erhalt der Sortenvielfalt die regelmässige Nachsaat. Bei normalen Wetterverhältnissen wird nur die Höhe des Bewuchses reguliert, indem sie auf etwa 10 cm runtermäht wird. Die Mahd wird an Ort und Stelle liegen gelassen und kommt dem Boden wieder zugute.

In den kommenden drei bis vier Wochen bis zur Ernte kann es bei vermehrten Regenfällen noch zu Feuchtigkeitsproblemen bzw. Fäulnis- oder Pilzanfälligkeit kommen. Um diesen Problemen vorzubeugen, wird Dilger mit seinem Mitarbeiter dann eventuell noch einmal durch die Reben gehen und per Hand Blätter entfernen oder einzelne Triebe gipfeln. Dies gewährleistet eine gute Durchlüftung und die Trauben trocknen rascher ab.

Viel Handarbeit

Für diese Art von Arbeit hat Andreas Dilger aus Überzeugung keine Maschine. «Es geht darum, genau zu schauen, welche Blätter und Triebe zu viel sind und welche es braucht. Das ist mit einer Maschine unmöglich.» Ausserdem ist er dann viel näher an seinen Reben und sieht genau, wie es ihnen geht, wo er eventuell noch eine weinbauliche Massnahme ergreifen muss. Dilger lenkt meinen Blick auf eine Pflanze: «Die ‘Souvignier gris’ Trauben haben die Trockenheit sehr gut überstanden. Die Blätter sind gesund und grün, die Trauben fest und ohne irgendwelchen Schorf. Sie sind allerdings kleiner als sie wären, wenn es in den letzten Wochen auch einmal geregnet hätte.» Dilger hat



Die Pilzwiderstandsfähige Rebsorte Sauvignon Gris hat die Trockenheit der letzten Wochen gut überstanden

Fotos: Sonja Korpeter

keinen grossen Maschinenpark. Er arbeitet mit einem Weinberg-Schlepper. Für diesen hat er eine Fräse, einen Mulcher, die Rebspritze und einen Scheibenpflug für die Unterstockarbeit. Für diese Arbeiten ist er zuständig und auch für die Entscheidungen, welche weinbaulichen Massnahmen ergriffen werden. Häufig ist er beim Beginn der Arbeiten, die per Hand ausgeführt werden dabei; doch dann übernehmen der Angestellte und gelegentliche Aushilfen die zum Teil Wochen dauernde Handarbeit. «Diese Detailarbeit ist auch eine Voraussetzung dafür, dass wir im nächsten Jahr dann einen guten Wein haben.»

Besondere Sorten

Auf den Weinflaschen von Andreas Dilger stehen Namen wie Cabernet Cortis, Souvignier gris oder Monarch. Diese Namen der pilzwiderstandsfähigen Sorten, genannt PIWIs sind vielen Verbrauchern nicht geläufig. Sie kennen eher Merlot oder Pinot Grigio. Deshalb ist es für Andreas Dilger sehr wichtig, dass die Kunden bei ihm probieren können. Sich bei einem Glas seines Weines überzeugen, dass der Name zwar ungewohnt, der Geschmack jedoch ausgezeichnet ist. Diese **Heranführung an die neuen Sorten** gelingt nicht nur über Weinproben, sondern auch im Rahmen der kulturellen Veranstaltungen, die in den Räumen des Weingutes stattfinden. Nur 10 Minuten Fussweg von der Einkaufszone entfernt befinden sich die Räumlichkeiten in einem ehemaligen Gebäude der Verkehrswerke Freiburg, also in einem sehr städtischen Rahmen. «Das ist nicht zufällig so. Ich möchte es so. Weil ich beides mag – die städtische Kultur und das landwirtschaftliche Arbeiten. Alle Kultur ist ursprünglich mal aus der Landwirtschaft entstanden.»

Heute hätten die industrialisierten Formen der Landwirtschaft jedoch nichts mehr mit Kultur zu tun. «**Es geht für mich darum, Beispiele zu zeigen, wo Kultur und Landwirtschaft wieder beieinander sind.**» Sie auch gegenseitig unter Gleichgesinnten zu unterstützen und an dem Thema zu forschen.» Für Andreas Dilger sind deshalb nicht nur seine Kontakte zu Leuten aus der Kulturszene und zu Landwirten und Winzern wichtig. Er ist auch mit Initiativen und Einzelpersonen verknüpft, die sich für Veränderungen in der Landwirtschaft einsetzen. Mit diesen gemeinsam hat er das AgriKultur-Festival auf die Beine gestellt [siehe den Bericht auf S. 21]. «Dieses Festival symbolisiert all das, was ich lebe – es ist sozusagen genau meins.»



Von Japan und Genf in die halbe Welt

Regionale Vertragslandwirtschaft gibt es heute in vielen Ländern der Welt. Bei der Verbreitung der Idee spielte ein erstaunlich kleiner Kreis von Menschen eine entscheidende Rolle – einige davon lebten oder leben in der Schweiz.

Bettina Dytrich. «Nein, von Japan wussten wir nichts», sagt Reto Cadotsch. «Die Idee kam aus Debatten in Frankreich.» Dort, in der Bretagne, hatte der junge Schweizer Agronom gelebt, bevor er Ende der Siebzigerjahre nach Genf kam. «**Wir sagten, wir müssen eine neue Ökonomie entwickeln, weil es der Markt nicht gut regelt und der Staat auch nicht.** Wir waren für Planung, aber nicht vom Staat, sondern von den Betroffenen selbst.» In Genf hatte Reto viele Bekannte, die gemeinsam in alten Häusern mit grossen Gärten wohnten. Er begann die Gärten dieser Wohngemeinschaften zu bestellen, eine Gruppe von Konsumentinnen und Konsumenten half ihm dabei. «Wichtig war nicht das Resultat, sondern dass wir es ausprobierten», erinnert er sich heute. «Viele Leute waren damals offen für Experimente.» 1978 entstand aus diesen Gärten das erste solidarische Landwirtschaftsprojekt Europas: Les Jardins de Cocagne. In Japan hatte Ähnliches schon früher begonnen. **Die solidarische Landwirtschaft war eine Gegenbewegung zur turbulenten Entwicklung der japanischen Konsumgesellschaft.** In den Sechzigerjahren wuchs die Wirtschaft auf den Inseln wie verrückt: im Schnitt zehn Prozent pro Jahr. Wie in anderen Ländern auch, nahm man es in jenen Jahren im Umgang mit Chemikalien in Landwirtschaft und

Industrie nicht so genau. Mit fatalen Folgen: Die Firma Chisso leitete quecksilberhaltiges Abwasser ins Meer vor der südjapanischen Stadt Minamata, die Menschen assen den lokalen Fisch wie immer – etwa 3000 starben, tausende wurden schwer behindert. Ihre Familien schlossen sich zu einer hartnäckigen Protestbewegung zusammen.

Die populäre Schriftstellerin Sawako Ariyoshi warnte in einem Buch vor dem Chemieeinsatz in der Landwirtschaft, Konsumentinnen organisierten sich und forderten giftfreie Lebensmittel. 1971 wurde der Japanische Biolandwirtschaftsverband gegründet, der sich zusammen mit anderen Organisationen für ein neues Modell der direkten Zusammenarbeit zwischen Konsumenten und Produzenten einsetzte: Teikei.

Teikei-Gruppen beziehen ihre Lebensmittel direkt von bäuerlichen Familienbetrieben, manche arbeiten auch auf dem Feld mit. «Die Essenz der Partnerschaft liegt nicht im Handel selbst, sondern in den freundlichen Beziehungen zwischen Menschen», heisst es in den Teikei-Prinzipien.

Die reiche Frau im Tofukochkurs

Reto Cadotschs Inspiration war dagegen eine Gruppe von Tierärzten in der **Bretagne**. Statt einzelne Behandlungen zu finanzieren, bezahl-

ten die Bauern dort den Tierärzten einen Betrag pro Kuh und Jahr, eine Art Tiermedizinabonnement. «Wir übernahmen dieses Modell, und ich setzte es um für Gemüse.»

In fast allen Berufsgruppen habe man damals über Alternativen nachgedacht: «Die Ärzte entwickelten eine alternative Medizin, die Lehrer dachten über das Schulsystem nach, die Architekten über den Städtebau ... Alle wollten etwas ändern in ihren Berufen, also war klar, dass wir das in der Landwirtschaft auch wollten.»

Von Cocagne inspiriert, entstanden kurz darauf zwei Genossenschaften, die es heute noch gibt: 1980 die Agrico bei Basel, 1982 Clef des Champs im Jura. Und eine, die es nicht mehr gibt: Topinambur in Zürich.

1982 stellte eine Betriebsgemeinschaft den Brüederhof in Dällikon bei Zürich auf Bio um und begann erste Gemüseabos zu vertreiben. 1983 folgte die Gründung der **Genossenschaft Topinambur**. Der Gemüsegärtner Ruedi Baderscher war damals dabei: «Wir suchten Konsumenten, darum organisierten wir Veranstaltungen im Zürcher Volkshaus. Es kamen überraschend viele Leute. Wir fanden Interessierte für den Vorstand, eins kam zum anderen, es war eine gute Kraft da», erinnert er sich.

Doch die Genossenschaft hatte es nicht einfach: Der Hofeigentümer, dessen Sohn in der



Mitglieder der Zürcher Genossenschaft Topinambur verladen Gemüse, Mitte der Achtzigerjahre. Es wurden auch Lastenvelos eingesetzt.

¹ Bettina Dytrich ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Dieser Text ist ein leicht gekürzter Vorabdruck aus ihrem Buch «Gemeinsam auf dem Acker. Solidarisch Landwirtschaft in der Schweiz». Es erscheint Ende September im Rotpunktverlag.



Betriebsgemeinschaft war, lehnte das Projekt und auch die Umstellung auf Biolandbau ab. Darum packte Topinambur die Chance, die sich 1986 bot: «In einem Tofukochkurs **lernte ich eine reiche Frau kennen, die Geld in einen Hof stecken wollte**», erzählt Ruedi. «Wir fanden einen Betrieb in Wettingen, den sie kaufen konnte. 1987 zogen wir um. Weil die Eigentümerin keine Genossenschaft als Vertragspartnerin akzeptierte, mussten wir als Pächter eine neue Betriebsgemeinschaft gründen.»

Bald gab es wieder Schwierigkeiten: Die alten Eigentümer hatten verschwiegen, dass auf den besten Ackerflächen jahrelang Quarzsand für die Glasherstellung abgebaut und das Loch anschliessend mit Schutt aufgefüllt worden war. «Trotzdem haben wir es geschafft, mit Kompost und Gründüngungen den Boden so fruchtbar zu machen, dass gutes Gemüse wuchs.» Topinambur hatte Erfolg, vertrieb bis zweihundert Gemüseabos und belieferte auch Restaurants und Läden.

Aber auch mit der neuen Eigentümerin wurde es schwierig: «Mit der Zeit entwickelte sie seltsame Feng-Shui-Ideen und mischte sich auf dem Hof ein», erinnert sich Ruedi. 1991 verliess er Topinambur ziemlich erschöpft. Sein Fazit: «Unser Ansatz war gut, aber der Widerstand der Landeigentümer kostete zu viel Kraft.» 1992 wurde die Genossenschaft aufgelöst, Ende der Neunzigerjahre auch die Betriebsgemeinschaft. Ruedi freut sich, dass es dennoch weiterging: Sein Nachfolger Gerd Kessens zog zurück auf den Brüederhof – der Betrieb gehörte inzwischen dem Sohn – und baut dort als Pächter einer Teilfläche bis heute Biogemüse an, zum grössten Teil im Abo-system.

Export in die USA ...

In der Geschichte der CSA-Bewegung ist Topinambur trotz dem Scheitern wichtig: Die Genossenschaft spielte eine entscheidende Rolle beim Export der Idee nach Nordamerika. Jan Vandertuin, ein junger US-Amerikaner, war Anfang der Achtzigerjahre nach Zürich gezogen. Jan baute die Veloanhänger, mit denen die Genossenschaft, als sie noch auf dem Brüederhof war, das Gemüse bis zum Zürcher Bucheggplatz und nach Oerlikon transportierte. «Jan hatte dauernd neue Ideen. Er war unser Paradiesvogel», erinnert sich Ruedi Badertscher.

Mitte der Achtzigerjahre kehrte Jan Vandertuin in die USA zurück. Er erzählte einer Freundin, der Gärtnerin Robyn Van En, von den Projekten, die er in der Schweiz kennengelernt

hatte. Robyn hatte gerade begonnen, auf der Indian Line Farm in Massachusetts zu arbeiten. «**Ich suchte nach einem Weg, die Produzenten näher zu den Leuten zu bringen, die die Produkte assen, und diese näher zum Land**», schrieb sie später. Als sie von Jans Erfahrungen in der Schweiz hörte, war sie begeistert und übernahm die Prinzipien für ihren Hof. Den Begriff Community Supported Agriculture (CSA) entwickelten Jan, Robyn und die Beteiligten der Indian Line Farm gemeinsam. Das Projekt scheiterte, aber Robyn Van En engagierte sich weiter und schrieb ein erstes Handbuch für die Praxis. 1997 starb sie erst 48-jährig an Asthma. Doch die Idee hatte Fuss gefasst und verbreitete sich schnell in den USA, vor allem an der Ostküste, im Mittleren Westen und in Kalifornien.

Ein zweiter Reisender zwischen den Kontinenten spielte eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der CSA-Idee: Trauger Groh. Der Landwirt lebte und arbeitete auf dem Buschberghof östlich von Hamburg, einem grossen biodynamischen bewirtschafteten Hof. Der ehemalige Besitzer, der alleine nicht mehr zurechtkam, hatte den Hof in den Sechzigerjahren einer gemeinnützigen Gesellschaft geschenkt. In den Achtzigerjahren wanderte Trauger Groh in die USA aus. Eltern von Kindern einer Waldorfschule in New Hampshire baten ihn, für sie Gemüse anzubauen; gemeinsam kamen sie für die Kosten der Produktion auf. So entstand die **Temple-Wilton Community Farm**. 1988 übernahm der Buschberghof auch selber die Idee und wurde zum ersten CSA-Projekt Deutschlands.

1993 gründeten Kleinbauern und -bäuerinnen, Landarbeiterinnen, Landlose und indigene Aktivisten die internationale Bewegung **La Via Campesina**. Am Welternährungsgipfel 1996 propagierte Via Campesina erstmals das Konzept der Ernährungssouveränität. Für die Jardins de Cocagne sei Via Campesina sehr wichtig gewesen, sagt Reto Cadotsch: «Diese Entwicklung gab uns neuen Elan. Wir haben viel gelesen, Konferenzen besucht. Vorher waren wir ein einzelnes alternatives Projekt. Jetzt standen wir plötzlich in einem internationalen Zusammenhang.»

... und zurück nach Europa

Um die Jahrtausendwende ging das Pingpong zwischen den Kontinenten weiter: Die junge Französin Edith Vuillon lernte auf einer Reise in New York alternative Nahversorgungsmodelle kennen. Ihre Eltern, das **provenzalische Bauernpaar** Denise und Daniel Vuillon,

interessierten sich für die Ideen, von denen ihre Tochter erzählte, und besuchten deshalb die Roxbury Farm, einen biodynamischen, von Trauger Grohs Temple-Wilton Community Farm inspirierten CSA-Hof in New York State. Zu Hause setzten sie die Idee für Frankreich um: Sie entwickelten das Modell der Associations pour le maintien d'une agriculture paysanne (AMAP), der Vereine für den **Erhalt einer bäuerlichen Landwirtschaft**. Familie Vuillon verteilte 2001 ihre ersten Ernteanteile, und in den folgenden Jahren verbreitete sich die Idee schnell in ganz Frankreich.

Seit der Jahrtausendwende hat die Bewegung in grossen Teilen Europas Fuss gefasst: 2005 begann eine Welle von Neugründungen in der Westschweiz, ab 2007 in Deutschland, 2009 in der Deutschschweiz und 2011 in Österreich. Auch in den USA lebt die Idee weiter; Jean-Paul Courtens von der Biodynamic Association schätzt, dass es dort 6500 Projekte gibt. Etwa zwei Millionen Menschen bezögen Lebensmittel von CSA-Betrieben.

Jan Vandertuin brachte nicht nur die Idee solidarische Landwirtschaft, sondern auch seine Leidenschaft für Velos mit in die USA. In Eugene, Oregon, einer Universitätsstadt mit einer grossen Alternativszene im Nordwesten der USA, baute er das Center for Appropriate Transport (CAT) auf. Das CAT baut und flickt Fahrräder aller Art, vermittelt Velokuriere und arbeitet eng mit der Skinner City Farm zusammen, einem CSA-Hof in einem städtischen Park. Die Zeit in Zürich inspirierte Jan nachhaltig. Im «Rain Magazine», einer ökologischen Zeitschrift aus Eugene, schrieb er: «Eine solche Energie, ein solches Engagement wie in Zürich habe ich in den USA selten erlebt.» ●



Fotos: Harry Spiess



Diskussion über das Konzept „Bio 3.0“

In der Ausgabe 2/2015 von Kultur und Politik wurde das Konzept „Bio 3.0“ vorgestellt und kritisch analysiert, welches vom FiBL zusammen mit Bio Suisse, Bio Austria, Bioland und Naturland als Vorschlag zur Entwicklung des Biolandbaus präsentiert wurde.¹ Wir haben den Erstautor, FiBL-Direktor Urs Niggli, und den Mitautor Urs Brändli (Präsident Bio Suisse) eingeladen, auf diese Kritik zu antworten und ihre Sichtweise zu vertreten. Demeter Schweiz und Demeter Deutschland konnten auf Anfrage keine offiziellen Stellungnahmen abgeben, weil sie bis Redaktionsschluss hierzu noch keine Meinung hatten. Jedoch hat Christian Butscher, Geschäftsführer von Demeter Schweiz und Bio-Suisse-Vorstandsmitglied, uns eine persönliche Stellungnahme zur Veröffentlichung geschickt; wie auch Sascha Damaschun, Aufsichtsrat bei Demeter Deutschland und Geschäftsführer der BODAN Bio Großhandels GmbH. Danach werden zwei von K+P-Lesern erhaltene Zuschriften als Diskussionsbeiträge abgedruckt (red).

Urs Brändli und Urs Niggli. Der Begriff „Bio 3.0“ stammt von Sepp Braun und wurde 2014 von der IFOAM benutzt, um eine Zukunftsdebatte anzuregen. Das Diskussionspapier von Bio Suisse, Bio Austria, Bioland, Naturland und FiBL füllte erstmals „Bio 3.0“ mit Inhalt. Nicht nur die Autoren, jede junge Bauernfamilie fragt sich, wie sich der Biolandbau weiterentwickeln wird. Leider machen nur wenige junge Berufsleute den Schritt zur Umstellung, trotz Direktzahlungen und wachsenden Biomärkten. Bio wird oft mit (zu) vielen Vorschriften und Kontrollen, mit teilweise veralteter Produktionstechnik oder mit zu wenig unternehmerischer Freiheit gleichgesetzt. Es geht also um die Modernisierung des Biolandbaus. Von der Zukunft kann nur reden, wer ein klares Leitbild hat. Ist Bio ein Qualitätsprodukt, eine Nische, eher gedacht für wohlhabende Konsumenten in reichen Ländern? Ist Bio eine Vorreiterin, welche zeigt, dass es anders auch gehen könnte? Oder ist Bio sogar der Weg selbst hin zu einer nachhaltigen Landwirtschaft? Die Bio Suisse spricht vom „Bioland Schweiz“ und sieht Bio zumindest für die Schweiz als eine flächendeckende Alternative. Auch die IFOAM-EU hat im Juni 2015 in Riga

die Vision verabschiedet, dass in Europa 50 % des Landes biologisch bewirtschaftet werden könnte. Allgemein ist man also der Meinung, dass der Biolandbau für Probleme der Zukunft eine Lösung sein könnte. „Mit Bio lassen sich Hunger und Armut erfolgreich bekämpfen“ so Swissaid in seiner 2015er Kampagne. Doch wie sieht ein Bio aus, das die Welt ernähren kann? Diese Frage muss gestattet sein. Denn in Realität machen die Biobauern weltweit nur 1% aller Landwirte aus. Also doch zurück in die kuschelige Nische? Die Autoren setzen sich nüchtern mit den unterschiedlichen Zukunftsszenarien auseinander. Nikola Patzels Kritik, wir wären einer blinden Wachstumseuphorie verfallen, ist also falsch.

Der Biolandbau, der zukunftsfähig ist, braucht eine hohe Integrität, nämlich dass das, was er verspricht, auch stimmt. „Wo die Knospe drauf ist, ist bio drin“ ist zwar das Qualitätsversprechen an die Konsumenten. Doch hat tatsächlich jeder einzelne Betrieb die beste Praxis bezüglich Bodenfruchtbarkeit, Biodiversität, Eutergesundheit, Arbeitsbedingungen für die Angestellten, guter Betriebsführung oder Qualitätsproduktion? Gilt das auch bei den Produkten, welche international gehandelt werden? Bio Suisse und FiBL arbeiten gemeinsam in verschiedensten Bereichen an einer glaubwürdigen nachhaltigen Praxis, welche ein zentrales Element von Bio 3.0 ist. Doch Bio 3.0 steht auch für mehr Zusammenarbeit und weniger Abgrenzung. Es braucht viel gesellschaftliches Gewicht, um bessere Rahmenbedingungen für eine nachhaltige Ernährung zu schaffen. Solange der Verbrauch und die Verschmutzung von Boden, Wasser, Luft und natürlicher Vielfalt gratis sind, ist Bio immer teurer.

Am meisten zu diskutieren gab im Konzeptpapier „Bio 3.0“ die Notwendigkeit einer umfassenden sozialen, ökologischen und technologischen Innovationskultur. Soziale Innovation findet zunehmend in der Vermarktung statt (z.B. Internet, Bauern-Konsumenten-Kooperationen), aber auch in bäuerlichen Erfahrungsaustausch-Gruppen. Unter ökologischer Innovation verstehen wir „von der Natur lernen“. Dazu gehören z.B. Steigerung der Bodenfruchtbarkeit mit reduzierter Bodenbearbeitung, Einsäen von Kornblumen in Kabisfeldern zwecks Förderung der Nützlinge, neue

Pflanzenextrakte für den Schutz von Kulturen vor Pilzbefall oder natürliche Mikroorganismen zur Entwurmung von Weidetieren. Aber wir erwähnen auch den technologischen Fortschritt, sei es in der Roboter-Technik, in der Präzisionslandwirtschaft, in der Pflanzen- und Tierzucht oder in der Herstellung von naturidentischen Pflanzenschutzmitteln, Düngern oder Futtermittelzusätzen mit Hilfe von manipulierten Bakterien. Damit und mit viel mehr wird auch der Biolandbau konfrontiert sein und wir schlagen deshalb eine internationale Zukunftskommission vor, welche die Biobewegung berät. Die letzte Nummer von K+P hat mit dem Melkroboter eine dieser kontroversen Zukunftsfrage schön illustriert. Entfremdet ein Roboter Mensch und Kuh, oder bringt er der Bauernfamilie mehr Freiheiten?

Die Bio Suisse blickt auf eine lange Erfolgsgeschichte zurück. Sich zurückzulehnen und gegenseitig auf die Schulter zu klopfen, könnte sich fatal auswirken. Ein kritischer Blick in die Zukunft zeigt, wie sich Gesellschaft und Wirtschaft verändern. Welche Entwicklungen sind zu erwarten, welche Herausforderungen stehen an? Wie lauten die Fragen, mit denen Bio konfrontiert wird? Erst mit einer fundierten Diskussionsgrundlage wird es möglich, interne Debatten zu führen.

Zusammen mit den Partnerverbänden im deutschsprachigen Raum haben wir das nötige Gewicht, etwas zu bewegen. Wenn die Biobewegung in der öffentlichen Debatte um die Zukunft von Landwirtschaft und Ernährung die wichtige Rolle spielen will, die sie zu Recht beansprucht, dann muss erst der eigene Weg klar sein. Die dafür nötige Diskussionsgrundlage steht bis Ende Jahr bereit.²



Urs Brändli
Foto: Bio Suisse



Urs Niggli
Foto: zVg

¹ Dieser Artikel ist online auf <http://www.bioforumschweiz.ch/kultur-und-politik/archiv/artikel/>

² www.bioaktuell.ch/fileadmin/documents/ba/aktuell/Bio_DreiNull_DACH_ErsterEntwurf_2015.pdf

Bio 3.0 als Aufforderung zur Diskussion

Christian Butscher. Die Bezeichnung «Bio 3.0» ist ein interessanter Ansatz, die Inhalte und Weiterentwicklung des ökologischen Landbaus zu diskutieren. Hingegen finde ich die im Diskussionspapier geforderten Weiterentwicklungen, die mehrheitlich die Landwirtschaft betreffen, zu einseitig.

Als «1.0» wird der Impuls der Idee bezeichnet. Rudolf Steiner, Hans Müller und einige Bauernpionierinnen beginnen, den biologischen Landbau zu definieren und umzusetzen. Diese Personen sind mit ihrer Idee noch ziemlich alleine unterwegs und haben wenig Gesprächspartner, die Information geht vor allem in eine Richtung: vom Initianten oder der Pionierin zum Zuhörer.

Darauf folgt «2.0»: Der Biolandbau existiert. Die Praktiken und Methoden des Biolandbaus werden anerkannt und in verschiedenen Gesetzgebungen, Verordnungen und Verbandsrichtlinien geregelt. Nun findet eine Kommunikation zwischen Initiantinnen, Pionieren, der Gesetzgebung und den Bäuerinnen und Bauern statt. Dadurch entstehen neue Gruppen, die sich aktiv an den Diskussionen zum Biolandbau beteiligen. Beratung und Forschung werden intensiviert und die Kontrolle und Zertifizierung für den Biolandbau werden geboren. Weltweit entsteht ein Austausch zur ökologischen Landwirtschaft. Die Aufgaben und die Kommunikation wechseln von «1.0» auf «2.0». Es melden sich mehr Leute zum Biolandbau als nur jene, die ihn praktizieren. Die Gruppen beteiligen sich aktiv am Biolandbau und übernehmen auch Verantwortung im Bereich der praktischen Anwendung.

Jetzt steht «3.0» als neue Dimension zur Diskussion. Die Zahlen «1.0», «2.0» und «3.0» sind für mich nicht nur das mathematische Hochzählen entsprechend der Intensität oder der angewandten Techniken in der Landwirtschaft und Verarbeitung, sondern die Bezeichnungen beinhalten auch eine soziale Komponente. Nun ist zusätzlich zu den bisher Beteiligten mit «3.0» nicht nur die Weiterentwicklung und Intensivierung des ökologischen Landbaus angesprochen, sondern eine neue Gruppe von Menschen, die sich zu den Themen des Biolandbaus äussert. Es fragt sich nun, wer in gleicher Weise wie in «1.0» und «2.0» als neue Gruppe Mitverantwortung für den

ökologischen Landbau übernimmt. Sind es die verarbeitenden Betriebe (Gewerbe, Industrie, Handel), welche hier Aufgaben und Verantwortung als Bindeglieder zwischen Produzenten und Konsumenten übernehmen, oder sind es die Konsumenten, welche für ihr Handeln beim Einkaufen die Verantwortung übernehmen?

Im Konzept «Bio 3.0» werden im Kapitel 6 «wichtige Grundsätze für die ökologische Landwirtschaft der Zukunft» genannt. Das sind Punkte, welche vorwiegend die gute Praxis und Innovation der Bäuerinnen und Bauern beschreiben. In diesem Bereich werden aus meiner Sicht zu viele Forderungen für die Weiterentwicklung an die praktizierende Landwirtschaft gestellt. Zu viel Last wird auf die Bäuerinnen und Bauern gelegt: ganzheitlicher Systemansatz, Nachhaltigkeit, geschlossene Systemkreisläufe, Tierwohl, Innovationskultur, soziale Standards für Mitarbeitende ... Das Fass droht überzulaufen.

Die ökologische Landwirtschaft kann ihr veraltetes Image und ihre rückständigen Praktiken mit der Anwendung von neuen Technologien zum Teil revidieren. Damit wird sie aber nie, wie im Konzept «Bio 3.0» beschrieben, die Weiterentwicklung und den Aufbruch in eine neue Ära schaffen.

Die ökologische Landwirtschaft braucht endlich Partner im Handel, in der Verarbeitung und bei den Konsumenten, welche im Ernährungskreislauf dieselbe Verantwortung übernehmen, wie sie die gesamtbetriebliche ökologische Landwirtschaft übernimmt und auch weiterentwickelt.

In diesem Sinne möchte ich die Autoren bitten, die Inhalte und Ziele zu erweitern und alle Interessengruppen entlang der Lebensmittelkette in die Verantwortung einzubinden. Nur so lässt sich das Konzept auf die angepriesene Stufe von «Bio 3.0» heben.



Christian Butscher

Foto: Bio Suisse



Sascha Damaschun

Foto: Bodan

Wir brauchen weniger Technik und mehr Bio

Sascha Damaschun. Die Autoren von «Bio 3.0» sehen die Lösung gegenwärtiger Probleme in einer Intensivierung und Synergieentwicklung von Technik und Ökologie, um eine produktions- und technikorientierte Biolandwirtschaft zu schaffen. Sie befürchten, dass Bio in der Nische gehalten und damit klein und unwirksam gemacht wird. Aber die Gefahr in der Strategie der Kollegen ist, Bio dadurch unwirksam zu machen, dass der Unterschied zu IP und ökologischen Zusatzleistungen unerkennbar wird und das alles irgendwann verschmilzt. Damit hätte man vor allem erreicht, dass das westlich-industrielle intensive Entwicklungsmodell als einziges für die Welt gelten sollte. Aber dies führt zu weiteren Abhängigkeiten und so können wir nicht partnerschaftlich mit der Welt umgehen. Dieses Entwicklungsmodell hat keine Dominanzberechtigung.

Ein gerechtes Modell ist kein Hightechmodell, auch nicht für uns. Da müssen wir erhebliche Entwicklungsschritte gehen und uns mit anderen Kulturen und Wirtschaftsformen auseinandersetzen als Migros, Coop und Co. Man kann auch eine Kritik üben an einem aus der Informatik entlehnten Entwicklungsmodell vom «Old School» versus «Modern» und «Zukünftig». Besser wäre wohl, verschiedene Entwicklungswege so zu benennen, dass keiner schlechter ist als der andere.

Es braucht aus meiner Sicht statt Hightech eher eine kulturelle und Wissensentwicklung auf den Ebenen, die adäquat sind: simpel, wenig kapitalintensiv, kooperativ und fair in den Rechtsbeziehungen und im Zugriff auf Land. Auch das westlich-industrielle Modell braucht eine Weiterentwicklung im Bereich der Ökologisierung, der Handels- und Sozialbeziehungen, wo wesentliche Fehlentwicklungen laufen, wo auch die Bio-Rohstoffe in eine Maschinerie der Spezialisierung, Intensivierung und Grössenskalierung hereingezo-gen werden.

Wenn ich eine andere Landwirtschaft will, dann muss ich auf einer anderen Systemebene ansetzen: technisch einen Gang zurückschalten, Prinzipien wie Nützlingsbeziehungen und Kreislaufwirtschaft aus der Landwirtschaft für Wirtschaft und Sozialkultur entlehnen, sodass Konzepte wie die Gemeinwohlökonomie und daraus wieder andere Bedingungen für die Landwirtschaft möglich werden. Wir sollten in Richtung mehr Biologie und mehr soziale Qualität gehen.

Herz und Natur

Peter Müller. Dass ich mich bedanke bei Nikola Patzel für seinen Artikel in Kultur und Politik 2/2015, ist nicht nur, um auszudrücken, dass es mir aus dem Herzen spricht, sondern auch, weil er seine Stimme erhebt und Dinge sagt, die nicht «Mainstream» sind. Eben Mainstream, wie Bio 3.0 einmal werden soll.

Ich möchte an dieser Stelle alle Akteure im Biolandbau daran erinnern, dass wir mit der lebendigen Natur umgehen. Das, was wir «Natur» und «Leben» nennen, hat hier auf dieser Erde [auf dem Land] mindestens eine halbe Milliarde Jahre Erfahrung gesammelt. Dabei haben sich solche Symbiosen entwickelt, dass Pflanzen Blätter wachsen lassen und Insekten und Tiere diese Blätter als Nahrung nutzen, sie umwandeln und wieder den Pflanzen als Nahrung zur Verfügung stellen. Ein perfekter Kreislauf, der sich bewährt hat und ganz nebenbei fruchtbaren Boden, wie wir es nennen, erzeugt hat. Also auch ein nachhaltiger Kreislauf.

Wenn wir also von Nachhaltigkeit und Kreisläufen im Zusammenhang des Biolandbaus reden, sollten wir uns bewusst machen, welche Vorgaben die Natur uns dazu liefert, denn sonst werden die Worte leer und nichtssagend. Wenn wir also nachhaltige Kreisläufe in der Biolandwirtschaft wollen, können wir doch nicht danach trachten, ebensolche in der Natur zu unterbinden, die sich seit sehr langer Zeit bewährt haben.

Die Bio-Pioniere, die man dem Bio 1.0 zu-rechnet, hatten zumindest eine Ahnung von diesen Zusammenhängen und hatten damals aufbegehrt gegen eine Art von Landwirtschaft, die diese bewährten nachhaltigen Kreisläufe nicht nur stört, sondern danach trachtet, sie völlig zu unterbinden und durch naturwissenschaftlich-technische Massnahmen zu ersetzen, deren Ziel es ist, grössere und schwerere Kartoffeln oder Äpfel zu produzieren.

Vielleicht werden wir irgendwann erkennen, dass eine grosse Kartoffel gerade genauso viel Lebensenergie hat, wie eine kleine und dass die Übergewichtigkeit vieler Mitmenschen damit zusammenhängt, dass wir voluminösere Nahrungsmittel zu uns nehmen, die im Verhältnis weniger Lebensenergie spenden. Dazu müssten wir aber das Leben an sich verstehen können. Wenn ich aus dieser Sichtweise die

Entwicklung der Biolandwirtschaft betrachte, scheint mir Bio 2.0 als ein Kompromiss, damit auch die Landwirte biologisch wirtschaften können, die die Einsicht in die lebendigen Zusammenhänge noch nicht erlangt haben oder sie auch gar nicht anstreben, aber bereit sind, sich an gewisse Regeln zu halten. In meiner persönlichen Zählweise wäre das Bio 0.5.

Dass sich unsere Freunde an exponierter Stelle der Bio-Bewegung nun Gedanken machen, wie durch biologische Landwirtschaft eine grösser werdende Weltbevölkerung ernährt werden kann, ist loblich, auch weil von anderer Stelle seit langem fast unwidersprochen behauptet wird, der Biolandbau könne ja nicht alle Menschen ernähren. Doch wenn wir uns das Problem der Welternährung genauer anschauen, sehen wir mit Erstaunen, dass reichlich Nahrung produziert wird, aber dennoch eine übergrosse Zahl von Menschen Hunger leiden und daran sterben. Und wer noch genauer hinschaut, wird feststellen, dass sogar eine signifikante Produktionssteigerung nicht dazu führen würde, dass weniger Menschen hungers sterben. Im krisengeschüttelten Griechenland sterben Menschen, weil sie bestimmte medizinische Produkte nicht bekommen, aber es liegt nicht daran, dass zu wenige davon produziert würden.

Wenn Bio 3.0 dazu führt, dass vermehrt auch mit Bioprodukten gehandelt und spekuliert wird, werden wir die Welt nicht ernähren können, sondern wir werden dabei mithelfen, die nachhaltigen Kreisläufe der Natur zu stören. Man verzeihe mir, wenn ich das dann als Bio 0.3 zählen würde.

Wenn wir der Menschheit ein Verständnis davon vermitteln könnten, dass es bei der Biolandwirtschaft nicht darum geht, bessere oder gesündere Lebens- und Luxusmittel zu erzeugen, sondern dass es ein Weg



Peter Müller

Foto: oMioBio



Bernhard Heindl

Foto: Evelyn Pirklbauer

ist, mit der Natur und ihrem Erfahrungsschatz zusammenzuwirken, dann würden wir uns vielleicht auf Bio 1.1 zu bewegen. Aber dazu müssten wir uns die Werte des Bio 1.0 wieder bewusst machen: Pazifismus, Gemeinwohl, Solidarität, Einsicht und Liebe. ●

BIO ADE. Kurzer Leserbrief zum langen Abschied

Bernhard Heindl. Immer geht die grösste Gefahr für jede gute Idee von denen aus, die dafür zuständig (gemacht worden) sind. Das hätte man früher bereits zur Genüge an den Kirchen lernen können und sieht es heute von den Managern der politischen Parteien und anderer Verbände in dem Masse bestätigt, in dem sie zwar ständig an Vertrauen vonseiten ihrer Gemeinden verlieren, sie diesen Schwund aber durch den besondere Status, den ihnen ihre Position verschafft, wettzumachen verstehen. So kümmert es die «Experten» wenig, wenn ihnen kein «Laie» mehr glaubt, was sie sagen, solange man nur ihren Direktiven folgt, und diese treue Gefolgschaft den Ködern, die für sie ausgelegt werden, ohne zu murren auf den Leim geht.

Nun haben sich die hohen Funktionäre und Organisatoren der Entwicklung einer Landwirtschaft, von der sich beherzte Bauern und Bäuerinnen einst einen Ausweg aus dem Ruin, in den sie die Industrie- und Konsumgesellschaft seit Jahrzehnten treibt, erwartet hatten, zu einer gemeinsamen und schlagkräftigen Stossrichtung zusammengefunden. „Forschungsinstitut für BIOLOGISCHEN Landbau“, „BIO-Land“, „BIO Suisse“ und „BIO Austria“: Mit vereinten Kräften kümmert es sie wenig, wenn sie die ehemaligen Pioniere (denen sie ihren Aufstieg verdanken) mit „neuen Technologien“ vor den Kopf stossen, und sich über ihre Köpfe hinweg mit dem Auftrag gross ins Szene setzen, künftig als „BIO 3.0“ im Riesengeschäft zur „allgemeinen Welternährung“ mächtig mitzuspielen, indem sie der „Industrie 4.0“ möglichst zügig hinterher hecheln. Dabei stört es sie auch nicht, dass ihr lächerliches Logo „platt kling“t, solange es nur vor „den immer wiederkehrenden Trommelwirbeln und Hochämtern des Fortschrittmachbarkeitsglaubens“ einen schönen Knicks macht und den entsprechenden Hohepriestern brav ministriert. Da kann man nur mehr sagen: Amen! ●

Landwirtschaft zurück in die (Stadt)mitte!

«AgriKultur geht uns alle an, denn wie wir uns ernähren und Landwirtschaft betreiben, entscheidet darüber, wie unsere Umwelt, unsere Landschaft und die Regionen sich entwickeln – hier und anderswo.»



Vertragslandwirtschaftsprojekte aber auch viele andere Initiativen zum Thema Ernährung und vielfältige Landwirtschaft aus der Region stellen sich vor. Foto: Sonja Korpeter

Sonja Korpeter. Den Organisatoren des AgriKultur-Festivals in Freiburg im Breisgau geht es darum, das Thema Landwirtschaft für Städter wieder lebendig werden zu lassen. Bei strahlendem Sonnenschein gab es am letzten Juliwochenende kulinarische Köstlichkeiten aus der Region zu entdecken, Vorträge zu verschiedenen Themen im Bereich Ernährung und Landwirtschaft aber auch Theater, Musik und Tanz. Philipp Weckenbrock von «Die Agromanten», der Forschungsgesellschaft für nachhaltige, regionale Agrar- und Ernährungssysteme und Mitorganisator: **«Wir wollen doch das gute Leben. Also schauen wir, was wir selber machen können und was hier in der Region überall schon passiert.»** Es gibt viele spannende Initiativen, die solidarisch und ökologisch arbeiten. Die wollen wir zeigen und ihnen mit dem Festival auch die Möglichkeit geben, sich vorzustellen und untereinander zu vernetzen.»

Sich informieren und vernetzen

Thomas vom Luzernhof, einem Vertragslandwirtschaftsprojekt, ist begeistert vom AgriKultur-Festival: «Die Atmosphäre ist wundervoll. Ich bin schon mit vielen Leuten ins

Gespräch gekommen.» Und wer ist vor allem hier? „Viele meiner Gesprächspartner haben schon eine Versorgung mit Lebensmitteln aus der Region, doch es waren auch einige Leute da, die sich neu mit der Frage, wo ihr Essen herkommt, auseinandersetzen.“

Apropos Essen ... ich brauche dringend eine Stärkung bevor ich mich in die Vortragsveranstaltung zum Thema Agrarökologie begeben. Veggie-Sandwich, Cookie und ein köstlicher Apfel-Spinat-Smoothie – nun bin ich wieder fit. **«Agrarökologie meint das Lernen von natürlichen Systemen für die Landwirtschaft»**, höre ich kurz darauf vom Vortragenden Philipp Weckenbrock. Man versuche natürliche, lokale Systeme mit Nutzpflanzen nachzuahmen. So sei die Landwirtschaft den natürlichen Gegebenheiten der Region angepasst und es sei nicht notwendig gegen diese anzukämpfen. Doch um sich auf solche neue Wege einzulassen, bräuchten Landwirte auch andere (ökonomische) Rahmenbedingungen, wie sie sich beispielsweise über die Solidarische Landwirtschaft aufbauen liessen.

Leute treffen – Stimmung genießen

Als ich wieder auf die Festivalwiese komme, singt Liedermacher Roland Kroell Lieder von Freiheit und Selbständigkeit. Sieglinde Lau lauscht der Musik. „Ich war 30 Jahre lang Bio-bäuerin. Wir haben damals schon die gleichen Themen diskutiert wie heute. Allerdings – und das ist der Unterschied, der mich freut – nur im kleinen Kreis. Heute ist die ökologische Landwirtschaft ins gesellschaftliche Bewusstsein gelangt.“ Antonia (30) ist auf der Suche nach einem Ausbildungshof für eine Gärtner-Lehre und nutzt auf dem Festival die Gelegenheit, mit Leuten von Höfen in der Region zu sprechen. „Ich möchte mit anderen gemeinsam Landwirtschaft betreiben, mit möglichst vielen eigenen ökonomischen Kreisläufen und unseren Ansatz auch nach aussen kommunizieren. Ich empfinde ein tiefes Glück, wenn ich die Pfoten in der Erde habe und sehe, wie alles wächst.“

Caro ist mit ihrem fünf-jährigen Sohn zum AgriKultur-Festival gekommen. „Wir haben gemeinsam die Kinderband TonFisch genossen

und das Theater angeschaut. Ich habe mich beim Brot-Backkollektiv informiert, wie es genau gehen soll und ein paar Freunde getroffen. Wir sind viel länger geblieben als geplant, weil die Atmosphäre so gemütlich ist.“ Caro ist Mitglied bei zwei der Initiativen, die sich auf dem Festival vorstellen. Einer der Musiker ist ihr Nachbar. So trifft sie hier viele vertraute Gesichter.

Musik hören und tanzen

Inzwischen ist es acht Uhr geworden. Eine Latin Ska Band spielt auf. Vor der Bühne beginnen die Leute zu tanzen. Die Musik geht in die Beine – 300 Leute legen los und die Stimmung steigt. Noch bis 23 Uhr gibt es Livebands im Park, dann geht es weiter in einem Clubkeller. Doch das Festival wird dann noch lang nicht vorbei sein. Am Sonntag gibt es weitere Vorträge, Stände und Musik im Park. Ausserdem findet der letzte Teil einer Workshop-Reihe zum Thema Regionale Ernährung entwickeln statt. Und wer Lust hat in die Praxis zu schauen, kann sich an einer Exkursion beteiligen, die zu einem Hähnchenmäster und zu einer Tofumanufaktur führt. Diese beiden Orte spiegeln gewissermassen auch die **Festival-Ausrichtung** wider: klassische, ökologische Landwirtschaft und ganz neue Arten, Lebensmittel zu erzeugen, verarbeiten und vermarkten finden zusammen. ●



Landwirtschaft und Kultur gehören zusammen: Musik, Theater und Tanz beim AgriKulturfestival in Freiburg Foto: Sonja Korpeter

Sambias harter Alltag in der Moderne

Eindrücke aus einem Land, in dem die moderne Infrastruktur immer wieder versagt und Abhängigkeiten sichtbar macht

Markus Schär. «Wir Sambier sind arm, weil wir durch die Kolonialgeschichte in die globale Ökonomie integriert worden sind. Dadurch ist unsere traditionelle Lebensweise aus den Fugen geraten. In früheren Zeiten lebten wir zwar ein einfaches Leben, aber es gab nicht diese existenzielle Armut, die wir heute haben.» Diese Äusserung stammt von einem sambischen Arbeitskollegen, der am KATC ein Projekt mit KleinbäuerInnen leitet. Er ist im postkolonialen Sambia aufgewachsen und hat zwei Jahre in Holland Agronomie studiert. Die Aussage meines Kollegen darf man selbstverständlich kritisch hinterfragen, dennoch brachte er Offensichtliches auf den Punkt: **Die Kolonialgeschichte hat „Sambia“ nicht nur im 19. und 20. Jahrhundert geprägt, sondern ist bis heute** in vielerlei Hinsicht gesellschaftlich wirksam. Denn mit dem Kolonialismus kam auch die Moderne ins Land. Für einige Wenige brachte sie materiellen Wohlstand nach westlichem Vorbild, für die meisten SambierInnen hingegen unerfüllte (und falsche) Versprechen.

Glücksversprechen und Modernisierungsverlierer

Die heutige Hauptstadt Lusaka hat einen kolonialen Ursprung. Der Ort wurde 1905 beim Bau der Eisenbahnlinie zwischen Livingstone und dem Kupfergürtel erschlossen. Weisse Farmer siedelten sich auf den fruchtbaren Böden um Lusaka an, die enteignet worden waren. 1931 wurde Lusaka zur neuen Hauptstadt der britischen Kronkolonie Nordrhodesien ernannt, was einen Bauboom auslöste. Als städtebauliche Prinzipien dienten die rassische Segregation der Wohngebiete und das Gartenstadtprinzip. Heute, 51 Jahre nach der Unabhängigkeit Sambias von Grossbritannien, ist Lusaka eine der am schnellsten wachsenden Städte Afrikas mit gegenwärtig über zwei Millionen EinwohnerInnen. Die Stadt mit derzeitiger Ausdehnung von 70 km² frisst sich in die Landschaft hinein. **Wer es sich leisten kann, kauft am Stadtrand ein Grundstück, baut ein Haus mit Bohrloch zur Wasser-**



Milchpumpe ohne Stom. Fotos: Markus Schär

versorgung, und hofft darauf, dass die Zufahrtsstrasse bald autogerecht geteert wird. Entsprechend wird dem Umstieg von Fortbewegung durch Muskelkraft auf fossile Automobilität eine grosse Bedeutung beigemessen. Der Besitz eines Autos gilt nicht nur als etwas Nützliches zur Erledigung von alltäglichen Verrichtungen, sondern ist auch ein Statussymbol, das sich nur eine Minderheit leisten kann. Als ich kürzlich das mir vom KATC zur Verfügung gestellte Motorrad mit der Begründung zurückgab, ich würde lieber mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, gab es verständnislose Blicke. Seitdem ich nun aber ein eigenes Auto (mein erstes überhaupt!) für Einkaufsfahrten nach Lusaka habe, entspreche ich wieder dem erwarteten und angemessenen Verhalten eines „Muzungus“ (Weisser). Glaubt man den Botschaften auf den zahlreichen Werbetafeln entlang der Ein- und Ausfallstrassen nach Lusaka und in den Shopping

Malls, steht Sambia an der Türschwelle zum Paradies. Von den Plakaten triefen Glücksversprechen und Zukunftsoptimismus, in Bild- und Textform: Wachstum, Wohlstand, Investitionen, Gewinn, Sicherheit, Gesundheit ... Verlässt man jedoch die Komfortzone der Shopping Malls, zeigt sich das Erscheinungsbild der Stadt weitgehend konträr zum verheissungsvollen Mythos der Moderne: armselige Behausungen, Abgaswolken, Verkehrsunfälle, Lärm, überall Plastikmüll. (Den historischen Charme europäischer Städte sucht man hier vergebens.) Die Hauptstrassen sind so regelmässig autoverstopft, wie zum Mittagessen das Nationalgericht Nshima¹ aufgetischt wird.

Vor allem aber leben viele Menschen in Lusaka unter prekären Bedingungen:

Sie führen einen täglichen Existenzkampf ohne Aussicht auf substanzielle Verbesserung ihrer Lebensumstände. In einem gesellschaftlichen Umfeld, das sich durch ein niedriges Bildungsniveau, Unsicherheit und Unverlässlichkeit auszeichnet, ist es den Wenigsten vergönnt, aus eigenem Antrieb auf einen grünen Zweig zu kommen. Den Machenschaften der Politiker, der Korruption und der Makroökonomie steht der Einzelne machtlos gegenüber. Trotz der schwierigen Lebensumstände ist es erstaunlich, welche Unbekümmertheit und positive Lebenskraft viele Menschen hier an den Tag legen. Man kennt nichts anderes, schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch und wartet: auf bessere Zeiten, oder derzeit nur schon auf den Strom. **Die Krisenanfälligkeit der Moderne zeigt sich in Sambia gegenwärtig am Beispiel der Energiefrage.**

„Powering the Nation“ – oder auch nicht

Die Stromerzeugung in Sambia beruht zu 99% auf **Wasserkraft** vor allem aus dem Speicherkraftwerk am Lake Kariba. Dieser Stausee übertrifft mit seinen 5'580 km² die grössten Alpengseen um etwa das Zehnfache, er entstand in den 1950er Jahren durch den Bau einer grossen Talsperre in der Kariba-Schlucht des Sambesi entlang der Grenze zwischen Sambia

¹ Nshima ist das traditionelle Maisgericht, das in Sambia die tägliche Nahrungsgrundlage darstellt. Die feste Maismasse wird in Einzelportionen sehr heiss serviert und mit der rechten Hand zu mundgerechten Bällchen geformt. Je nach Familienbudget wird Nshima mit einer oder mehreren Beilagen (Fisch, Fleisch, gebratenes Gemüse) und einer würzigen Sauce gereicht. „Wer niemals Nshima ass, der hat noch nichts in seinem Leben gegessen“, lautet ein sambisches Sprichwort.

und Simbabwe. Lake Kariba ist volumenmäßig der zweitgrösste und flächenmässig der fünftgrösste Stausee der Erde. Rund 57'000 Menschen wurden für die Stauung umgesiedelt.

Seit Ende Juni dieses Jahres schaltet der staatliche Energiekonzern ZESCO (Unternehmensslogan: „Powering the Nation“) täglich für etwa acht Stunden den Strom ab. Offiziell wird die Stromrationierung mit dem Klimawandel begründet: Veränderte Niederschlagsmuster hätten zu einem Wassertiefstand im Lake Kariba geführt. Es ist jedoch ein offenes Geheimnis, dass andere Ursachen hinter der gegenwärtigen „Stromlücke“ stecken. Obschon ZESCO eine der wichtigsten Geldquellen des sambischen Staates ist (beträchtlichen Einnahmen durch Stromexport), ist Sambias Strominfrastruktur geprägt von jahrzehntelanger Unterinvestition. Nicht nur das Stromnetz ist sehr verlustreich und wird miserabel unterhalten, auch das Stauwerk am Lake Kariba befindet sich in einem alarmierenden Zustand.² Die Staumauer hat ein Leck und zwei neue Generatoren chinesischer Herkunft von insgesamt sechs sind defekt. In den letzten Jahren stieg die Stromnachfrage stetig an, getrieben von der **energieintensiven Minenindustrie** im nördlichen Copperbelt und den privaten Haushalten. Ausserdem hat sich Sambia vertraglich zu Stromlieferungen an Nachbarländer verpflichtet.

Von der Stromrationierung am wenigsten betroffen war bislang die arme Landbevölkerung. Ihre Überlebensstrategien sind nicht direkt stromabhängig. Anders sieht es für die Minenarbeiter und für zahlreiche KleinunternehmerInnen aus: Die Stromkrise bedroht ihr Einkommen akut. Aber auch kleinbäuerliche MilchproduzentInnen, deren genossenschaftliche Kühltanks am Stromnetz hängen, fahren Verluste ein, weil ihre Milch verdirbt, bevor der Tanklastwagen des Molkereikonzerns Parmalat auftaucht.

Krisenverlagerung

Letztlich betrifft die Stromrationierung in unterschiedlicher Härte aber alle. Gibt die Steckdose keinen Strom her, wird auf importierte fossile Energieträger ausgewichen: KleinunternehmerInnen kaufen vermehrt Dieselgeneratoren, damit die Ladenbeleuchtung, die Haarschneidemaschine, das Schweißgerät,



Holzkohle naht der Hauptstadt.

der Brotbackofen, die Milchkühlung und die Fleischkühltruhe weiterhin ihre Dienste tun. Auf dem City Market in Lusaka ist alltäglich ein mehrstündiges Generatorenkonzert zu hören. Durch die erhöhte Nachfrage werden Diesel, Benzin und Gas knapper und teurer. Erst kürzlich hat der Energieregulationsausschuss der Regierung die Preise für fossile Treibstoffe erhöht. Mit den Energiepreisen schnellen auch die Güter- und Dienstleistungspreise in die Höhe. Ein wirtschaftlich armes Land wie Sambia, dessen durchschnittliches Bruttonationalprodukt pro Kopf im Vergleich zur Schweiz nur rund 2% beträgt (IMF 2014), muss den „Wachstumstreiber“ Erdöl zum gleichen Preis einkaufen wie die reiche Schweiz.

Die Solarenergie steckt in Sambia noch in den Kinderschuhen. Dafür erlebt die **Holzkohle, in Sambia nach Holz der zweitwichtigste Primärenergieförderer**, gegenwärtig einen markanten Nachfrage- und Preisanstieg. Wenn Lake Kariba die Elektroherdplatten in Lusaka nicht mehr erhitzt, wird das traditionelle Nshima wieder vermehrt auf den mit „Charcoal“ betriebenen Grills gekocht. Die Holzkohle wird von Köhlern und Kleinbauern im Busch hergestellt und von Händlern per

Fahrrad, Kleinlastwagen oder Truck in die Hauptstadt transportiert. Dabei verdreifacht sich ihr Wert. Kein Wunder, haben mein Kollege vom KATC und ich letztthin, als wir für ein Farm-Monitoring unterwegs waren, einige Bauern auf ihren Höfen mehrere Tage hintereinander nicht angetroffen. Sie waren handelsreisend mit Holzkohle unterwegs. Ein anderer sambischer Kollege hat mich kürzlich um ein Darlehen gebeten, damit er ins „Charcoal“-Geschäft einsteigen kann. Er will „fast money“, also schnelles Geld, machen. Die von ihm erwartete Marge pro Sack Holzkohle beträgt 58%. So oder so, mein Darlehen wird sich vermutlich als A-fonds-perdu-Beitrag erweisen.

Was für die Produzenten und Händler zurzeit ein äusserst lukratives Geschäft ist, schadet der Umwelt und dem Klima. Die Entwaldung beeinträchtigt den subtropischen Boden durch Nährstoffauswaschung und Erosion empfindlich. Und die Verbrennung der Holzkohle erhöht die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre.

Ich und die Krise

Am KATC führt die Stromrationierung halbtäglich zu mittleren Schwierigkeiten. Das Arbeitsgerät des Schweissers gibt keinen Funken von sich, die Büroleute können bestenfalls noch Papierkram erledigen. Der Milchkühltank und die Pumpe für die Bewässerungsanlage der zwei 50ha-Äcker surren nicht. In meinem Haus kommt es vor, dass der Wasserhahn ausser einem müden Gurgeln nichts von sich gibt. Dann ist der ebenfalls durch eine Elektropumpe gespiesene Wassertank des Bohrlochs leer und eine Katzenwäsche mit Wasser aus meinem Vorratsfass in der Küche ist angesagt.

Der 2010 verstorbene deutsche Energiepolitiker Hermann Scheer war der Überzeugung, **dass die Probleme der „Dritten Welt“ nicht gelöst werden können, ohne eine nachhaltige und unabhängige Energieversorgung einzubeziehen**. Bestimmt hatte er damit Recht. Aber „wir“ im reichen Norden sollten uns nicht der Illusion hergeben, unsere moderne Wohlstandsgesellschaft sei zukunftstauglich, nur weil bei uns immer Strom aus der Steckdose kommt und die Tanksäule immer Treibstoff hergibt. ●

² Die BBC schreibt, dass sich durch die Strömung beim Überlauf ein breiter Krater im Basaltuntergrund der Staumauer gebildet habe. Das Fundament der Staumauer sei dadurch untergraben worden. Ingenieure warnen davor, dass der massive Betondamm brechen könnte. Die Flutwelle würde in Sambia und Mosambik rund 3,5 Millionen flussabwärts lebende Menschen bedrohen.

Tiere töten

Jakob Weiss. Die grosse Zeitung hatte den Titel schon frühmorgens vor der Pressekonferenz fett auf der Frontseite: «Biobauern dürfen Rinder auf der Weide schlachten.» Am Abend zeigten TV-Sender den Abschuss eines Rinds in einer Koppel. Am folgenden Tag ging es mit einem sogenannten Analyse-Text weiter: «Sterben auf dem eigenen Hof». Bereits kam auch die Kontroverse dazu: «Weideschlachtung entzweit Tierschützer.» Das Thema war lanciert, ein kleiner Aufruhr ging durchs Land – und verlor sich wieder zwischen Terroranschlägen, Finanzskandalchen und Popsängerinnen. Um was drehte sich die kurze Erregung?

Es war der flüchtige Blick durch den Pulverdampf auf ein Kampffeld zwischen Profilierung und Verdrängung. Der Streit dreht sich ums Fleischessen, ums Klima, um Umsatz, um Prestige – und um Moral. Er ist schon eine Weile im Gang. Tierschützende und landwirtschaftliche Organisationen wollen sich keine Blösse geben, auch Coop und Migros nicht, sie alle preisen werbewirksam ihre Haltung zum Tierwohl – doch mit keinem Wort zum letzten Augenblick eines Tierlebens. Töten und Sterben gehören scheinbar nicht mehr zum Tierleben. Von der Konsumentenschaft weiss man auch nur in Ansätzen, wie sie es mit dem Tiertod hält, zwischen *hard core* Grill-Meistern und *life-gestylten* Veganerinnen liegt ein weites Spektrum von Ansichten. Und was meinen Sie dazu? Zum Töten eines gesunden Tieres im besten Alter, damit Sie von seinem Fleisch essen können? Würden Sie es selber tun? Denken Sie manchmal an jene, die es tun? Finden Sie mich gemein, so zu fragen?

Mit Pfeilbogen und Axt einem Bison nachstellen, das war kein Spässchen, die Jäger waren geachtet, die Beute verdient. Heute wird Fleisch gefahrlos weitgehend industriell bzw.

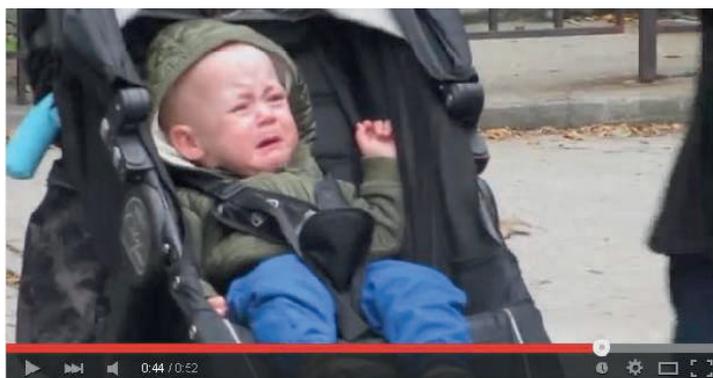
massenmässig hergestellt. Die Wortwahl ist Absicht: herstellen. Wenn das Produkt Fleisch – ein Kalb, ein Rind, ein Schwein, ein Huhn – die berechnete Fertigungsstufe erreicht hat, muss es verarbeitbar gemacht werden, damit es auch verkaufbar wird und in die Pfanne oder auf den Grill passt. In diesem Werdegang gibt es einen unangenehmen Moment. Dem eingangs erwähnten Aufruhr nach zu schliessen, ist es ein wunder Punkt. Oder ein im Lärm von Aufrufen zu geringerem Fleischkonsum und marinierten Discount-Schlagern verdrängter Aspekt in der Beziehung zwischen Mensch und Tier. Genauer: zwischen essender Gesellschaft und den sie kulturell begleitenden Haustieren. Ein Tabu ist der Spannungsbogen zwischen Tiere-leben-lassen und selber-gut-leben nicht, man redet manchmal sogar recht gerne darüber, solange das Essen noch nicht auf dem Tisch steht. Die eigene ethische Gesinnung soll in solchen Gesprächen durchscheinen. Aber **gefühlsmässig nachgehen** will man dem Töten nicht, es selber tun oder wenigstens jährlich einen Schlachthof besichtigen – doch lieber nicht. So wird das Thema Töten den dafür speziell bereitgestellten Infrastrukturen und den sie bedienenden Menschen überlassen. Das Veterinäramt überwacht alles und spricht den Segen.

Offensichtlich bricht das Thema immer wieder aus diesem abgeseigneten Gefüge heraus. **Schweinekastration, Gänsemast, Enthornung von Kälbern** sind Beispiele dafür. **Dann wird um die richtigen Empfindungen den Tieren gegenüber gestritten** und es müssen Normen her, welche die durchschnittliche Gefühlslage befriedigen. Die Kreatur soll nicht unnötig leiden, das ist ein gut gepflegter Gemeinplatz geworden. Zoos geben sich alle Mühe, Landwirte auch. Die vegane Haltung geht so weit, dass kein Tier mehr sein Leben lassen soll für ein

Bedürfnis von Frau oder Mann. Das mag man als Ethik anerkennen. Oder für ein Kneifen vor Verantwortung halten. Der sich selbst erkennende Mensch kann als letztes Glied in einer Evolutions- und Nahrungskette auf Fleischnahrung verzichten, was mit den esstechnischen Möglichkeiten hierzulande gar kein eigentlicher Verzicht ist. Damit aber schneidet er sich selber sozusagen ein soziokulturelles Glied vom Körper. Denn es gäbe in einer veganen Welt nicht nur Fleisch, Käse, Milch, Eier, Wollkleider, Daunen-kissen, Lederschuhe sowie gewisse Medikamente und Kosmetika nicht mehr, es kämen auch die alpine Kulturlandschaft, die grünen Wiesen im Mittelland, unsere Haustiere (auch jene *im* Haus) und mit ihnen ihre Gerüche und wichtige Bindungen zu nichtmenschlichen Wesen zum Verschwinden. Ist man einer solchen Verarmung abgeneigt, gilt es, das Töten von Tieren nach einem Massstab, den wir Verantwortung nennen, zu übernehmen.

An diesem Pressemorgen in einer der reichsten Gemeinden des Landes ging es also ums Töten. Wo die Schweiz in Sachen menschlicher Sterbehilfe dem Nachbarn im Norden Unterstützung und Nachhilfestunden geben kann, reiste in umgekehrter Fliessrichtung der **Pionier für ein würdiges tierisches Sterben** aus Deutschland an.¹ Die Geburtsstunde einer Initiative zur Weideschlachtung in der Schweiz musste jedoch ohne Tötung auskommen – aus Rücksicht auf die Tiere», wie es in der Medien-Einladung hiess. Umso besser konnten sich die Journalistinnen und Journalisten auf die Kurzreferate konzentrieren, sie nahmen ganz gern Rücksicht auf die in der Nähe grasenden Tiere.

Wir hörten somit keinen Schuss, sondern Worte. Das Pilotprojekt genießt auch erst «eine beschränkte Teilbewilligung», bis die positiven



Erfahrungen amtlich beglaubigt werden. Doch braucht es wirklich noch und noch Studien, um zu belegen, dass ein Tier «Stress empfindet», wenn es von der Herde separiert, in einen Laster mit anderen Tieren gezwängt, transportiert, abgeladen, in einen Vorraum geführt und schliesslich in die enge Verrichtungsbox zur «Betäubung» gedrängt wird? **Ist es nicht eher irritierend, mit welcher Akribie dieses Wort «Betäubung» aus dem Vorgang des Tötens herausgelöst und zur exklusiven Expertensache gemacht wird?** Der Schuss geht durch das Hirn, das Rind sackt zu Boden – weil es aber noch nicht «tot» ist, verlangt das Veterinäramt, dass es innert 90 Sekunden entblutet werden muss. Interessanterweise gilt diese Vorschrift für «Wildtiere» nicht. Diese werden nämlich nicht nur auf der Jagd, sondern auch auf landwirtschaftlichen Weiden aus Distanz geschossen: Damhirsche oder Bisons würden auf ein letztes bedauerndes Tätscheln der Flanke eher unwirksam reagieren.

Die Verwirrung durch Einzelaspekte, die vom Kern der Sache ablenken, geht noch weiter. Der skeptisch sich äussernde Präsident des Schweizer Bauernverbandes argumentierte, es könne zu Fehlschüssen kommen. Er hat offenbar noch nie gesehen, wie sorgfältig ein Abschuss – ob auf der offenen Weide wie in Deutschland oder in einer Koppel wie in Küsnacht – erfolgt. Weideabschuss heisst nicht Wilder Westen. **Der Bauer braucht die vertraute Beziehung zu seinem Tier, will er diesen finalen Moment nicht verpatzen.** Fehlbetäubungen im hektischen Schlachthofbetrieb erwähnte der oberste Landwirt nicht. Auf einmal vertrat auch der Schweizer Tierschutz die Sicht der Schlachthöfe und hielt Tiertransporte von «normalerweise zwei bis vier Stunden» für unbedenklich, während die Tierschutzorganisation Vier Pfoten ausdrücklich für das Projekt zum Abschuss auf der Weide einsteht. Da geht es also längst nicht mehr um die Sache, sondern um **Pfründen und Profil.** Und den Zeitungen um Leserquote, die mit

Empörung und Alarmismus erhöht werden kann. In besagter Zeitung wurden dem Text zur «Weideschlachtung» (übrigens das falsche Wort, das ausgeblutete Tier wird ins nahe Schlachthäuschen gebracht) dann Artikel zu willentlich getöteten Stierkälbern und trächtigen Schlachtkühen nachgeschoben. Anschliessend folgte auch noch die grosse Frage zur Gemüsewelt: «Wie viel CO₂ produziert ein Rüebli?» lautete der Titel. Wir wissen jetzt: Salate köpfen ist auch keine neutrale Handlung! Und wir können die verschiedenen Gemüsearten dank Auflistung in einer CO₂-Verbrechensstatistik endlich persönlich sanktionieren, indem wir nur noch «klimafreundliche» essen.

Was ich sagen will: **Die eigene sorgfältige Beobachtung zeigt jedem Mann und jeder Frau, was für sie selber gut und was gut für ein Tier ist. Man darf es nur nicht wieder verdrängen.** Das heute verbreitete Enthornen ist, nur ein Beispiel, sicher kein guter Eingriff in das Tierwohl. Dem Tierleben ein Ende setzen führt zu einer komplexeren Frage. Sie wird auch von den Tierhaltern gern an den Rand gedrängt. Der am Presseanlass nicht demonstrierte Hofabschuss ist zumindest eine sehr gute Tötungsart. Von Auswirkungen auf die Fleischqualität braucht man da gar nicht mehr zu reden.

Als ich selber noch Milchschafe hielt, habe ich die überzählige Nachkommenschaft jeweils während des Fressens an der Krippe mit einem Bolzenschuss getötet. Ich wusste, dass das kräftige Lamm nie mehr aufstehen würde, und fand es lächerlich, von Betäuben zu sprechen. Die links und rechts Fressenden wackelten beim Knall kurz mit den Ohren und drängten in die frei werdende Lücke, während ich hinten im Stroh den Hals des Tieres aufschnitt. Danach zuckt es noch eine Weile mit den Beinen. Ausser mir schien nie jemand bemerkt zu haben, dass ein Leben zu Ende gegangen war. Mir bereitete die Sache trotzdem keine Freude, schon einen Tag im Voraus war ich misslaunig. Einen Tag danach empfand ich eine gewisse



Der Haus-Altar der Grillgemeinde kann auch anders: Im Grossformat unterwegs zum nächsten Messegelände. Foto: Jakob Weiss

Befriedigung, die unangenehme Arbeit vollbracht zu haben – und präsentierte späteren Gästen gerne unser «eigenes Fleisch».

Als sich die Herde nur wenig vergrösserte, wurde es mir zu viel. Weniger das Töten als das Schlachten in engen und unpraktischen Verhältnissen. Zwei- oder dreimal fuhr ich dann die Tiere in den Schlachthof, wo ein befreundeter Tierarzt arbeitete. Dann konnte ich auch das nicht mehr und schickte die kleine Herde aufs Mal in den Himmel. Heute bin ich froh, Fleisch essen zu können, von dem ich mir vorstelle, dass das Tier ein «artgerechtes» Leben lebte (ob wir das je wirklich wissen und ob das Artgerechte immer «gut» ist?) und einen möglichst unerkannten Tod hatte. Da ich gerne Fleisch esse, ist das nicht immer der Fall, ich werde hie und da «inkonsequent». Und danke im Geist umso mehr jenen Haltern und Metzgern, die etwas dafür tun, dass Tiere so leben und getötet werden, wie es einem sensiblen Empfinden entspricht. Damit wir Kühe, Rinder, Schweine, Hühner weiterhin auf Weiden und im Stall als interessante und liebenswerte Kulturgenossen erleben können. ●



Sirens of the lambs

Quelle: www.youtube.com/watch?v=WDIz7mEJOeA Bansky Street Art, 2013



*Die Geschichte der Weberin
Arachne (Αραχνη) aus Lydien*

Athene sprach: «Kein Mensch auf Erden solle sich meiner Erhabenheit rühmen, auch wenn dies Mädchen so begabt im Weben ist, dass selbst die Nymphen ihre Werke bewundern. Doch all ihre Fingerfertigkeit im Weben zeigt nur die Lehre der Pallas (Athene), aber stets würde sie dies leugnen.»

Im Wettkampf massen sich nun Mensch und Göttin:

Athene wob sich selbst, wie sie ihre Lanze in den fruchtbaren Boden stiess, aus dem daraufhin ein Olivenzweig spross; und sie wob viele Szenen, wo sich Menschen mit Göttern zu messen vermessen.

Arachne wob Szenen, in denen die Götter irdische Mädchen liebten; und auch Neptun als das geliebte Ross der Demeter und vieles mehr.

Da trat die eifersüchtige Göttin hervor, zerstörte Arachnes Werke alle und verfluchte jene, die sich aus Verzweiflung erhängt hatte:

«Auf ewig sollst Du zwar in deinen Nachkommen leben, doch an einem Faden hängen.»

So kam es zu den Spinnen.

Zusammengefasst aus Ovids Metamorphosen 6.1-148 (np). Foto: Jakob Weiss



Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.



Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.



Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch



Einladung zum 22. Möschberggespräch

«Boden unter den Füßen – worauf stellen wir die (Bio-)Landwirtschaft in den nächsten Jahren ab?»

Was hat sich in der Landwirtschaft seit dem Bioboom der 1990er Jahre bewegt?
Welche Ausrichtung des Biolandbaus ist für uns wirklich wertvoll?
Welche Entwicklungen für die Zukunft wollen wir nun fördern?

Gemeinsam mit Gestaltern des Biolandbaus von Höfen, aus Ausbildung und Forschung, Kontrolle und Verwaltung wollen wir uns mit den verschiedenen aktuellen Forderungen von Handel, Staat und Gesellschaft auseinandersetzen, ohne dabei den Boden unter den Füßen zu verlieren! Unterschiedliche Ansichten müssen diskutiert werden.

In dieser Diskussion ist uns besonders wichtig, ausser dem realen Boden auch die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Seiten des Landbaus sinnvoll mitprägend zu behalten.

Die Referent(inn)en und das genaue Programm werden ab 1. November auf bioforumschweiz.ch/agenda und in «Kultur und Politik» 04/2015 bekanntgegeben.

Die **22. Möschberggespräche** finden am **Sonntag, 7. und Montag, 8. Februar 2016**, im Seminar- und Kulturhotel Möschberg, Grosshöchstetten BE statt. Anmeldung bis 06.01.2016 per Brief an: Geschäftsstelle Bioforum Schweiz, Aebletenweg 32, 8706 Meilen oder www.bioforumschweiz.ch/moeschberg

- Kosten:
- Tagung Möschberg Fr. 130.–, Mitglieder Bioforum Fr. 110.–
 - Verpflegung (drei Hauptmahlzeiten) und Unterkunft im DZ Fr. 179.–
 - Zuschlag EZ Fr. 30.–, inkl. Pausengetränke, Gipfeli usw.
 - Verpflegung (zwei Hauptmahlzeiten) ohne Übernachtung/Abendessen/Frühstück Fr. 110.–, inkl. Pausengetränke, Gipfeli usw.

Im Anschluss an den Biogipfel fand am 20. Juni 2015 die **Hauptversammlung** des Bioforums Schweiz statt. Das Protokoll der letzten HV, die Bilanzen 2013 und 2014 sowie das Budget 2015 wurden einstimmig genehmigt. **Claudia Meierhans** (Richenthal) und **Tania Wiedmer** (Epagny) wurden neu in

den Vorstand gewählt, **Tobias Brülisauer** (Grub AR) vom Vorstand neu **in den Beirat** berufen. Sie werden sich in der nächsten Ausgabe vorstellen. Alle Bioforum-Aktiven freuen sich über die verstärkte Zusammenarbeit mit den drei «Neuen» und heissen sie herzlich willkommen!

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 70. Jahrgang

Vierteljahrszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle und Layout:

Lukas van Puijenbroek
 Aebletenweg 32
 8706 Meilen
 Telefon 076 506 24 48
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:
 Christian Gamp, Sonja Korpeter,
 Nikola Patzel, Wendy Peter, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
 SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
 Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
 40 Euro

Druck:
 Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 4/15:
 15. November 2015

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

P.P.
 CH-8706 Meilen
 DIEPOST

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberggesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten.

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

E-Mail: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:
 Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen